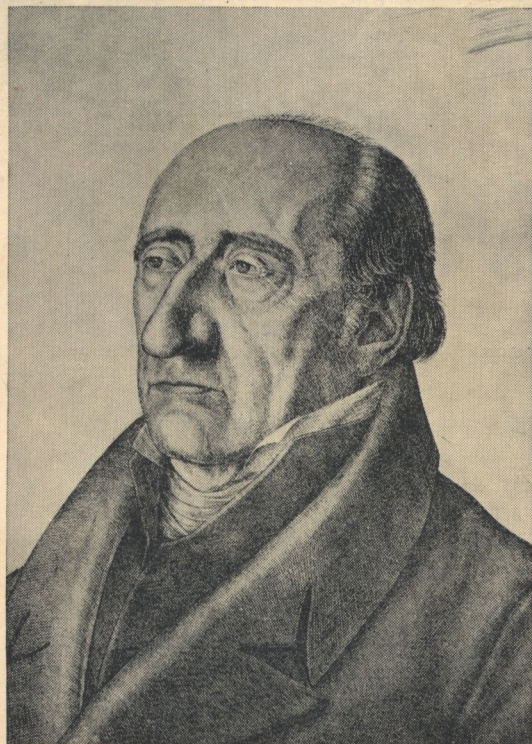


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Friedrich Seebaß

Karl Freiherr vom Stein

Minister und Christ



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Karl Freiherr vom Stein

(1757—1831)

Der 200. Geburtstag des Freiherrn vom Stein gibt Veranlassung, eines Mannes zu gedenken, der zu seinen Lebzeiten „Deutschlands politischer Luther“ genannt wurde. Stein, eine gewiß sehr eigenwillige, selbstbewußte Persönlichkeit, mußte seine großen staatlichen Erneuerungsgedanken, sein umfassendes Reformwerk durchsetzen gegen das Mißtrauen eines schwachen Monarchen, gegen Bürokratie und Konservativismus. Mit seinen Anschauungen war er seiner Zeit weit voraus. Nur sein starker Glaube an eine göttliche Lenkung der Geschichte und der Völker ließ ihn nicht verzweifeln, als Preußen damals unter Napoleons Joch kam und er selbst landflüchtig das bittere Brot der Fremde essen mußte. Und besonders im Alter bewährte sich sein immer mehr geläuterter Christusglaube als tragende Kraft, als er sehen mußte, daß sein Lebenswerk nur in Bruchstücken weitergeführt wurde, und daß die revolutionären Strömungen und sozialen Gärungen das Bestehen Deutschlands und Europas in seinen Grundfesten bedrohten.

Steins Leben war bewußter, aufopferungsvoller Dienst am Volke in einer Zeit, da es sich entscheiden mußte, ob bei den alles erschütternden damaligen Stürmen die Französische Revolution mit ihren Ideen über Europa herrschend werden oder ob noch Raum für die so ganz andere deutsche Art bleiben sollte.

Karl Freiherr vom Stein

Minister und Christ

Von

Friedrich Seebaß



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 117/118 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	3
Herkunft, Jugend und erste Tätigkeit	5
Erste Kriegszeiten — Verheiratung	13
Finanzminister in Berlin	17
Steins Reformwerk	24
Die Verbannung	31
In Petersburg	44
Der Befreier Deutschlands	55
Leben und Wirken in Nassau und Kappenberg	69
Stein als Christ	83
Lebensende	92
Literaturnachweis	96

Copyright 1957 by Brunnen-Verlag Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Druckerei H. Rathmann, Marburg a. d. Lahn

Vorwort

Am 26. Oktober dieses Jahres wird der 200jährige Geburtstag des Freiherrn vom Stein auf mancherlei Weise gefeiert werden; auch unser kleines Buch ist dem dankbaren Gedenken dieses Mannes gewidmet, der zu seinen Lebzeiten „Deutschlands politischer Luther“ genannt wurde. Er war ein Zeitgenosse Goethes; beide begegneten sich persönlich mit höchster gegenseitiger Achtung. Auch Goethe war Staatsminister, dennoch gestaltete er seine Lebensführung bewußt individuell; hingegen war Steins Leben bewußter, aufopferungsvoller Dienst am Volke in einer Zeit, da es sich entscheiden mußte, ob bei den alles erschütternden damaligen Stürmen die Französische Revolution mit ihren Ideen über Europa herrschend werden oder ob noch Raum für die ganz andere deutsche Art bleiben sollte. Stein bediente sich zur Verwirklichung seiner großen staatlichen Erneuerungsgedanken, die dem ganzen Deutschland galten, des Landes Preußen: der stolze, unabhängige Reichsfreiherr wurde ein oft unbequemer Minister, aber niemals Untertan des preußischen Königs; jedoch sein Leitmotiv war: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland.“ Er mußte sein umfassendes Reformwerk beginnen gegen das Mißtrauen eines eigensinnigen und schwachen Monarchen, gegen eine einflußreiche, genußliebende Hofpartei, gegen den konservativen Landadel und gegen die Bürokratie des friderizianischen Staates, die alle in ihm einen Revolutionär sahen. Dann mußte er sein Werk unter dem Zwang seines gehaßten Gegners Napoleon nach anderthalb Jahren verlassen, um gebannt und landflüchtig jahrelang das bittere Brot der Fremde zu essen. Schon früh galt er bei seinen Gegnern als „ein Mann, der schwer würde dienen können, der also würde herrschen müssen und immer an erster Stelle stehen“. Mit eiserner Festigkeit hat er für seine Reformen gekämpft, indem er, zum Teil an alte deutsche Rechte freierer Zustände anknüpfend, einen neuen Staat gegen die bisherigen fürstlichen Machtansprüche aufbaute. Mit besonderer Fähigkeit wählte er dazu die rechten Männer als Helfer aus. Stein hat mit scharfem Weitblick die Gefahren durch kommende politische und soziale Umwälzungen erkannt und wollte einen Schutzwall dagegen aufrichten, indem er die gewohnte Bevormundung des Volkes zu beseitigen strebte: Bürger und Bauern sollten zur Mithilfe und Verantwortung für das Staatswesen erzogen werden. Nach seinen eigenen Worten sollte „Gemeingeist das ehrwürdige Gebäude einer freien, selbständigen, unabhängigen Verfassung beseelen“. Seine Absicht ging auf

die Einheit aller Deutschen, und zwar wünschte er eine Gliederung nach Ständen. Dieser Erziehungsgedanke wie überhaupt Steins ganzes Wirken ruhte auf der unerschütterlichen Gewißheit seines christlichen Glaubens; ohne diese Kraftquelle hätte er seine Taten nicht vollführen und seine schweren Prüfungen nicht bestehen können. Seine Gottesfurcht trieb alle Menschenfurcht aus, seinem zarten Gewissen war alles Unlautere und Unreine widerlich, seine Frömmigkeit war keusch und herb. „Das Maulchristentum war ihm zuwider, ebenso die Süßlichkeit, mit der oft der Name des Heilands im Munde geführt wird.“ Niemals zweifelte er an Gottes Lenkung der Geschichte und der menschlichen Geschehnisse; sein immer mehr geläuterter Christusglaube bewährte sich besonders im Alter als tragende Kraft, als er sehen mußte, daß sein Lebenswerk nur in Bruchstücken weitergeführt wurde, und daß die revolutionären Strömungen und sozialen Gärungen das Bestehen Deutschlands und Europas in seinen Grundfesten bedrohten.

Um die Größe des Mannes, wenn auch nur in knappen Zügen, zu umreißen, bedurfte es einer Schilderung seines staatsmännischen Wirkens, seiner historischen Stellung im Rahmen des preußischen Staates vor und während der Revolution, seiner Tätigkeit in Petersburg und seiner führenden Rolle im Befreiungskampf gegen das napoleonische Joch. Durch häufige Zitate aus Steins Selbstbiographie, seinen Briefen und Denkschriften wurde versucht, die ungemein eigengeprägte Persönlichkeit vor Augen zu stellen: herrschbewußt gegenüber den Menschen, selbst Kaisern und Königen gegenüber, demütig vor Gott. Bescheiden urteilt er selbst über seine so hohen und bleibenden Leistungen: „Ja, der liebe Gott hat gar viele unserer Torheiten und Verkehrtheiten und auch nicht wenig erbärmliches und schlechtes Beginnen ohne unser Verdienst zum Guten gewendet; nur ihm allein verdanken wir die Rettung.“ — Auch sein treuer Mitstreiter Ernst Moritz Arndt kommt ausführlich zu Wort, da er die angeborene und imponierende Würde des Freiherrn aus langer eigener Anschauung lebendig darzustellen weiß, ohne doch die Härten, die Ecken und Kanten seines Wesens zu verschweigen.

Frühjahr 1957

Friedrich Seebaß

Herkunft, Jugend und erste Tätigkeit

Inmitten einer echt deutschen Wald- und Flußlandschaft, in dem kleinen Landstädtchen Nassau an der Lahn, wurde Karl Freiherr vom Stein am 26. Oktober 1757 geboren in einem Schloß, das sein Großvater am Fuße des Burgbergs „zum Stein“, wonach das Geschlecht den Namen führte, im Stil der Zeit um 1700 erbaut hatte. Die reichbegüterte Familie, die seit Jahrhunderten zur Reichsritterschaft gehörte, war seit der Reformation gut lutherisch gesinnt; die Herren vom und zum Stein hatten stets treu zum Kaiser gehalten und ihm geholfen, des Reiches Schlachten gegen seine Feinde zu entscheiden. Mit großer Pietät gedenkt Stein noch in seinem Alter, als er für den König Ludwig I. von Bayern seine Selbstbiographie niederschrieb (1823), seiner Eltern: er sei unter dem Einfluß ihres frommen, echt deutschritterlichen Beispiels auf dem Lande dazu erzogen, „die Ideen von Religion, Vaterlandsliebe, Standes- und Familienehre, Pflicht, sein Leben zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden und die hierzu erforderliche Tüchtigkeit durch Fleiß und Anstrengung zu erwerben“. Dieses Beispiel und diese Lehren hätten sich seinem jungen Gemüte tief eingeprägt.

Werfen wir einen Blick auf Steins Elternhaus, so finden wir in der Tat das Gepräge altdeutscher Tradition in Recht und Sitte, ebenso in der hohen weltbürgerlichen Bildung des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts, verbunden mit echter christlicher Frömmigkeit protestantischer Prägung, ohne Engigkeit, einerseits bieder und nüchtern beim Vater, zart und zum Pietismus neigend bei der Mutter. Beide Eltern, durch strenges Pflichtgefühl ausgezeichnet, führten ein gastfreies, geselliges Haus, in dem viele bedeutende Männer und Frauen des Zeitalters verkehrten, wie der junge Goethe, der berühmte Pädagoge Basedow, der fromme Lavater, die Herzogin Anna Amalia von Weimar und die weitbekannte Schriftstellerin Sophie La Roche. Dieser letzteren, mit Steins Schwester Marianne eng befreundet, verdanken wir die ausge-

zeichnete Schilderung eines Besuchs im Nassauer Herrensitz, wobei die Eltern lebendig und anschaulich gezeichnet werden: in den an die Freundin gerichteten Briefen, die 1781 gedruckt wurden, rühmt sie „die Gerechtigkeit und menschenfreundliche Unterstützung für die Untertanen, Leutseligkeit gegen Geringe — Güte, Höflichkeit und Freundschaft in ihrer ganzen Würde, nach dem richtigen Maß des Verdienstes, mit der feinsten Achtsamkeit an alle ausgeteilt. — Überall Ordnung, schöner, wahrer Geschmack, mit einer großen und edlen Einfalt verbunden. — Der Herr des Hauses, wahres Urbild eines Mannes von Ehre, Rechtchaffenheit und Wohlwollen . . . die Dame zeigt in allem die ganze Bedeutung des Ausdrucks und Werts der edlen, würdigen Familienmutter. Die Gestalt ihrer Person bezeichnet die große, richtige Bildung ihrer Seele. Und wie stark [ihre] Klugheit [ist], beweisen ihre Unterredungen voll wahrer Menschenkenntnis und Gottesfurcht; ihr Anstand, der Ton ihrer Gedanken, der Führung des Hauswesens und der Erziehung ihrer edlen, verdienstvollen Kinder, welche in der Tat alle vortrefflichen Eigenschaften des männlichen und weiblichen Geschlechts unter sich verteilt haben.“

Der Sohn sagt selbst von seinem Vater: „Auf Stirn und Augen stand ihm die fleckenlose Redlichkeit, die unbedingte Zuverlässigkeit und Rechtlichkeit geschrieben, die ihn auszeichnete. Über vierzig Jahre lebte er an dem geistlichen Hofe zu Mainz, und nie hatte er einen Feind; nie mischte er sich in Ränke, nie forderte er Gnaden, nie suchte er etwas anderes als strenge Gerechtigkeit.“ Da er als kurmainzischer Geheimer Rat und Kammerherr meist am Hofe des katholischen Kurfürsten und Erzbischofs weilte, lag die Erziehung der sechs Kinder völlig in der Hand der Mutter, einer geborenen Langwerth von Simmern, einer Frau, die ebenso durch gesellschaftliche Sicherheit und selbstverständliche Anmut des Verkehrs auf den Mainzer Bällen wie durch häuslichen Fleiß und namentlich durch unerschütterliches Gottvertrauen ausgezeichnet war. Die Verwaltung des großen Familienbesitzes glitt bald nach der Heirat ganz in ihre Hände über, und

es wurde ihr nachgerühmt, daß in der Güterverwaltung ein unbürokratisches, persönlich mündliches Verfahren geherrscht habe. Ihr Bild, wie es uns Sophie La Roche entwirft, wird wesentlich vertieft durch die Aufzeichnungen Lavaters, die er gelegentlich eines Besuches im Steinschen Schloß vom 7. bis 9. Juli 1774 in sein Tagebuch einträgt. Dieser fromme und weithin wirkende Schweizer Christ sprach mit Karoline vom Stein, die er „eine kleine Königin, eine große, ganz originelle Dame“ nannte, über alle die damals wie heute so drängenden tiefsten Fragen des Christentums: von der Taufe und von der Kommunion, vom Wunderglauben, vom Leiden, vom Tode und vom Zustand der Seele danach, von der Auferstehung, von der Gnadenwahl. Bezeichnend ist, daß auch viel von den Herrnhutern und vom Grafen Zinzendorf die Rede war, ebenso aber — ganz dem Zeitproblem entsprechend — von der Entbehrlichkeit der metaphysischen Erkenntnis Gottes, wie sie die rationalistische Philosophie für möglich hielt. Ein paar Worte lassen uns aufhorchen: gelegentlich eines Besuchs der Steinschen Burgruine habe sich der junge Baron „voll Feuer und Lebhaftigkeit“ gezeigt, und ein andermal habe er treffliche Anmerkungen gemacht und die Bibel sehr schicklich zitiert. Wie sehr die Mutter neben den lutherischen Theologiekandidaten, die den Söhnen Unterricht als sogenannte Hofmeister gaben, die innere Leitung gerade ihres Sohnes Karl beibehielt, bezeugt uns ein sehr energischer, sein Ehrgefühl ansprechender Brief an den Siebzehnjährigen, der sich als Student in Göttingen dem etwas pedantischen Hofmeister gegenüber ungebührlich und anmaßend benommen hatte, so daß dieser sich beschwerte. Jedoch erwies sich ihre Sorge um den Sohn in Göttingen, wo damals einige Professoren wegen Schlüpfrigkeit und Zoten berüchtigt waren, als gegenstandslos; mit ungewöhnlichem Fleiß widmete er sich dem Studium des Staatsrechts und der Jurisprudenz bei den besten akademischen Lehrern und legte den Grund zu einer umfassenden Geschichtskennntnis. Zweifellos wurde er von den großen politischen Ereignissen und Gedankenkreisen er-

griffen, die in jenen Jahren eine neue Epoche der Staatsentwicklung einleiteten; er las z. B. Montesquieu und ließ sich mit dem Ideal der englischen Verfassung erfüllen. Früh schon bildete er seinen Sinn für historische Gegebenheiten und Entwicklungen aus; sein Blick für die treibenden Kräfte der Gegenwart wurde durch ernsthafte Aussprachen mit zwei bürgerlichen Freunden geschärft. Einer dieser Studiengenossen, der spätere hannoversche Staatsmann Rehberg, urteilte aus jener Zeit über Stein: „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches. Aber welche Leidenschaft! Dem lebendigen und unbiegsamen Gefühl für alles Große, Edle und Schöne ordnete sich sogar der Ehrgeiz von selbst unter. Mit den wenigen Menschen, denen er sich hingab, war er nur durch die Vermittlung seiner Empfindungen verbunden. Und wer dazu gelangte, konnte nicht anders als ihn wieder leidenschaftlich lieben. So habe ich mit ihm anderthalb Jahre auf der Universität zugebracht und einen Bund geschlossen, der für das Leben gelten sollte.“

Nach vierjährigem Studium verläßt Stein 1777 die Universität und geht auf Wunsch der Eltern als Praktikant an das Reichskammergericht in Wetzlar. Über die dortigen Verhältnisse urteilte er höchst kritisch, fand den Ton „steif und bürgerlich“. Die Männer, entweder in einer Ecke über ihre Rechtshändel sprechend oder, die Karten in der Hand, die ihnen erwiesenen Artigkeiten entweder unhöflich oder mit lächerlicher Verwirrung aufnehmend; die Frauen, größtenteils Kleinbürgerinnen, denen der Kaiser durch das Adeln ihrer Männer nicht auch ihren kreischenden und kleinlichen Ton genommen hat; die Gesellschaft gespalten in Parteien, die ihre Feindschaft selbst auf die Vergnügungen erstreckten.“ Es herrschte damals, nicht nur in Deutschland, eine ungeheure geistige, politische und religiöse Spannung: die Widersprüche einer sterbenden und einer neu aufstrebenden Epoche stießen aufeinander; z. B. stand immer noch eine glaubensinnige Frömmigkeit der dürren Aufklärung eines abstrakten Vernunftglaubens gegenüber — schon wurde

Rousseaus Alarmruf „Zurück zur Natur!“ in der spierischen Rokokogesellschaft oder in den Kreisen der Empfindsamkeit schreckhaft oder spöttisch vernommen; gegen Verknöcherung im staatlichen und sozialen Leben erhob sich revolutionärer Drang — „allenthalben lag Gewitterluft“. Stein versuchte, sich durch Reisen, wie sie damals bei jungen Adligen üblich waren, ein Bild von der allgemeinen Lage zu machen; sie führten ihn an verschiedene deutsche Residenzen, zunächst „nach dem damals durch Hof und reichen Adel sehr glänzenden Hof in Mainz“, dann nach Mannheim, Darmstadt, Stuttgart, München; „ich hielt mich wegen der Reichsgeschäfte drei Monate in Regensburg auf und ging im Frühjahr 1779 über Salzburg, Passau nach Wien, wegen des Reichshofrats. Hier lebte ich neun Monate sehr zerstreut, dem geselligen Leben allein ergeben, machte kleine Reisen nach Ungarn und Steiermark und ging im Dezember 1779 über Dresden nach Berlin, wo ich Ende Januar 1780 ankam und Friedrich dem Großen vorgestellt wurde.“ Soweit die Selbstbiographie, die dann vermerkt, daß seine tiefe Verehrung für den preußischen König wie die Abneigung gegen die Anstellung beim Reichsgericht, die seine Eltern wünschten, ihn zu der Bewerbung um ein Amt beim Preußischen Bergwerks- und Hütten-Departement veranlaßt habe, die durch einen Freund seiner Mutter, den Minister von Heinitz, unterstützt wurde — „in ihm fand ich einen väterlichen, mein Schicksal mit Liebe, Ernst und Weisheit bis zu seinem Tode (1802) leitenden Vorgesetzten; er wie auch seine vortreffliche Gemahlin nahmen mich mit teilnehmender, nachsichtsvoller Güte auf.“ Der große König aber machte folgende Randbemerkung zu dem Gesuch des jungen Referendars: „Sehr gut! Aber wenn Er das will, so muß Er die Bergwerks-Sache recht aus dem Grunde lernen; soll nur sehen, was Herr von Heinitz alles weiß, und muß Er also wissen, daß man das alles recht gründlich verstehen muß, wenn man in den Sachen mit Nutzen was machen will. Denn wenn [man] das nicht recht gründlich lernet, so ist es nichts. Er möcht's also das hübsch tun.“ So war er der Gefahr

entgangen, in dem üblichen Schlendrian und in den Förmlichkeiten des Reichsgerichtshofes erdrückt zu werden und von einem mittelmäßigen, steifen, in Kleinigkeiten befangenen Vorgesetzten abhängig zu sein, wie er selbst sagt; hingegen „war der Minister einer der vortrefflichsten Männer seines Zeitalters; tiefer religiöser Sinn, ernstes anhaltendes Bestreben, sein Inneres zu veredeln, Entfernung von aller Selbstsucht, Empfänglichkeit für alles Edle und Schöne, fort-dauerndes Bemühen, verdienstvolle tüchtige Männer anzustellen und junge Leute auszubilden: dies waren die Hauptzweige seines Charakters“. Dieser ungewöhnliche Mann hatte das preußische Bergwerks- und Hüttenwesen aus dem Nichts zu einer bedeutsamen Höhe gebracht — unter seiner vorbildlichen Leitung begann also Stein seine Laufbahn, die gründliche Studien erforderte. In Begleitung des Ministers machte er Dienstreisen durch alle preußischen Provinzen und wuchs rasch in den neuen Berufskreis hinein, der „zugleich die körperlichen Kräfte entwickelte und stählte und den praktischen Geschäftssinn belebte und von der Nichtigkeit des toten Buchstabens und der Papier-tätigkeit [Bürokratie] mich recht innig überzeugte“.

Infolge seiner außerordentlichen Leistungen schon nach zwei Jahren zum Oberbergrat ernannt, bekam er vom König die Leitung der Bergwerke und Fabriken in Westfalen und der Grafschaft Mark übertragen; so siedelte er nach Wetter an der Ruhr über. Es wird erzählt: als er, der freie Reichsritter, zum erstenmal Gehalt annehmen sollte, habe er geweint und das Geld auf die Erde geworfen. — An der kernhaften Tüchtigkeit der dortigen Menschen hatte er seine Freude; damals gab es in diesen Ländern die ersten Anfänge des Bergbaus und Fabrikwesens, und in der Verbesserung der Fabrikationsmethoden, der Absatzmöglichkeiten und Betriebsführung hat Stein gemeinsam mit Heinitz bahnbrechend gewirkt. Zu jener Zeit herrschte noch altväterlich tüchtige Gesinnung unter Arbeitgebern und -nehmern; wie in allen bürgerlichen Angelegenheiten zeigte sich gesundes Wesen auch in den kirchlichen Verhältnissen: man hielt sich an Gottes

Wort und ehrte im Volksleben die göttlichen Ordnungen. Stein erzählte später dem evangelischen Bischof und Staatsrat Eylert in Berlin, er habe sich dort bei den königstreuen und frommen Menschen am wohlsten gefühlt und in jener Gegend die Seligkeit der Einsamkeit genossen, und sagte: „Ein Stachel der Sehnsucht dahin ist mir geblieben, ich hänge daran mit Liebe.“ Dann wurde Stein mitten aus dieser Verwaltungstätigkeit und der Teilnahme am kirchlichen Leben durch eine politische Mission herausgeführt: er wurde als Gesandter des Königs an den Mainzer Hof und die benachbarten Höfe von Zweibrücken, Durlach und Darmstadt berufen und führte diese Aufgabe mit großer Energie und glänzendem Erfolg durch, aber es verstärkte sich dadurch seine Abneigung gegen die Diplomatie. „Ich bat dringend um Zurückberufung, da ich dem diplomatischen Geschäftskreis abgeneigt war wegen der Wandelbarkeit der Höfe, des Wechsels von Müßiggang und einer schlaun, berechnenden Geschäftstätigkeit, des Treibens, um Neuigkeiten und Geheimnisse zu erforschen, der Notwendigkeit, meine Aufmerksamkeit auf das Leben in der großen Welt und auf ihre Genüsse, Beschränkungen, Kleinlichkeiten, Langeweile zu wenden, endlich wegen meines Hanges zur Unabhängigkeit, meiner Offenheit und Reizbarkeit. Daher lehnte ich 1788 die mir angetragenen Gesandtschaftsstellen im Haag und in Petersburg ab.“ So war er im Oktober 1785 auf seinen Posten zurückgekehrt und führte verschiedene begonnene Pläne aus; im folgenden Herbst unternahm er eine Reise nach England zur mineralogischen und technischen Weiterbildung, die ihn dort bis zum August 1787 festhielt. Nicht nur das hochentwickelte englische Berggeweswesen interessierte ihn, sondern alle staatlichen Einrichtungen. Wieder in Westfalen, sorgte Stein für Verschärfung der Staatsaufsicht über den Grubenbetrieb, den Grubenhaushalt und die Knappschaftskassen; zugleich aber förderte er die Selbstverwaltung durch Heranziehung der Bergleute zur Verwaltung ihrer eigenen Knappschaftsangelegenheiten durch freigewählte Vertreter. Danach wurde er Kammerdirektor

bei den Kriegs- und Domänenkammern in Cleve und Hamm und besonders mit der Leitung des Fabrikwesens, mit dem Wasserbau und dem Wegebau betraut. Die Schiffbarmachung der Ruhr und dadurch die aufsteigende Entwicklung der Kohlenbergwerke ist Steins Tat. In vier Jahren baute er zwanzig Meilen Kunststraßen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er die Arbeiter immer bar bezahlte, statt Frondienste zuzulassen. Manchmal schoß er sogar reichlich aus eigenen Mitteln zu. Mitten in dieser segensreichen Tätigkeit wurde er von der Französischen Revolution überrascht.

In Wetter und später in Cleve hatte sich Stein neben seiner angestregten Tätigkeit in äußerst fruchtbarer Weise mit seiner politischen Bildung beschäftigt: mit allen drängenden Problemen seiner Zeit in Literatur und Praxis setzte er sich auseinander und beobachtete namentlich die Entwicklung in Frankreich sehr wachsam und kritisch. Sein ausgeprägt historischer Sinn war ihm maßgebend, nicht die vielbesprochenen abstrakten, staatsphilosophischen Begriffe der französischen Denker. Seine eigenen Ideale klärten sich, als die Ideen und Ergebnisse der Französischen Revolution über die deutschen Grenzen drangen; manches Neue, das von dorthier kam, begrüßte er zunächst, weil er eine Umgestaltung des ganzen Volkes mitsamt dem absoluten Königtum und seiner Regierung erhoffte. Aber als Stein erkennen mußte, daß es in Frankreich zu keiner Entwicklung aus historischen Gegebenheiten kam, daß vielmehr Rousseaus Ideen siegten und zu einer radikalen Umgestaltung führten, wurde er mit seinen Göttinger Jugendfreunden Rehberg und Brandes zum glühenden Hasser der Französischen Revolution. In seiner eigenen historischen Richtung bestärkt durch Kennenlernen der landständischen Einrichtungen in Cleve und Mark mit ihren Resten ehemaliger Selbständigkeit und Mitwirkung an der Verwaltung ihrer Provinzen, sah er hier trotz gewisser Erstarrung einen lebensfähigen Kern (nach Erich Botzenhart).

Erste Kriegszeiten — Verheiratung

Im Jahre 1792 war der erste Krieg Preußens und Österreichs gegen Frankreich unglücklich ausgefallen. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der das gemeinsame Heer befehligte, hatte den Rückzug antreten müssen. Mainz war in die Hände des französischen Generals Custine gefallen. Stein, der zum Gesandten Preußens an den Mainzer Hof berufen war, hatte vergeblich die Fürsten um Hilfe gebeten. So verließ er nun nach der Einnahme die Stadt, wirkte bei der Befreiung von Frankfurt mit und stärkte überall die Kräfte des Widerstands, um den Rückzug zum Stehen zu bringen. Den Auftrag der obersten alliierten Heeresleitung, die Verpflegung der verbündeten Truppen sicherzustellen, erfüllte er unter schwierigsten Umständen unter Hinzuziehung der Cleve-Mark-Stände glänzend, woraufhin er zum Präsidenten der Cleveschen Kammer mit Sitz in Wesel befördert wurde (1793). Eine Heldentat aus jener Zeit wird von ihm erzählt, die für seine Tatkraft bezeichnend ist: als die Franzosen gegenüber Wesel erschienen und die unbefestigte Insel Büderich besetzt hatten, war bereits von Übergabe der Festung Wesel die Rede. Da geriet aber Stein in einen heiligen Zorn. Er bewaffnete die Trainknechte, steckte sie in Uniformen und stellte sie kurzerhand unter seinen Befehl. So wurde die Insel wieder genommen und auch Wesel gerettet. Ebenso stärkte er weiterhin die Landesverteidigung und milderte nach Kräften die Leiden der Bevölkerung.

Mitten in dieser stürmischen Zeit verheiratete er sich mit der Gräfin Wilhelmine von Wallmoden, der Tochter eines hannoverschen Feldmarschalls, die sechzehn Jahre jünger war. Mit Recht wurde gesagt, daß die Verschiedenheit des Alters und der Charaktere in den ersten Jahren der Ehe nicht leicht überwunden wurde, da die junge schöne Frau kaum imstande war, die mächtige und heftige Feuerseele des Gemahls zu erfassen, der zudem völlig von den drängenden Pflichten seines Berufs in Anspruch genommen war. Monate-

lang mußte er die Neuvermählte allein lassen, und nur selten war dem Paar in diesen friedlosen Zeiten ein richtiges Familienleben gegönnt. Aber in den schweren folgenden Jahren hat sich die Gattin als würdige Lebensgefährtin des großen Mannes bewiesen und während seiner Verbannung die beiden Töchter musterhaft erzogen. Als sie nach sechsundzwanzigjähriger Ehe starb, setzte ihr Stein mit folgenden Worten das ehrendste Denkmal: „Seelenadel, Demut, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urteils — sie sprachen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und verbreiteten auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen Segen. Nie gab sie auch das leiseste Gehör den Verführungen der Eitelkeit und Gefallsucht, sondern war immer die fromme, zarte, treue Tochter, Schwester und Gattin in gleicher Reinheit und Anspruchslosigkeit. Die Richtung ihres gesamten Wesens ging auf Häuslichkeit, Familienleben, Geselligkeit und Ruhe. Sie zu genießen, ward ihr aber nicht beschieden.“

Noch einmal wurde Stein, und zwar im Februar 1795, mit der Verpflegung der nach Westfalen einrückenden Armee des preußischen Generals von Moellendorf betraut, die ihm trotz schlechter vorjähriger Ernte und Aussaugung des Landes von französischen und englischen Truppen durch kluge Maßnahmen gelang, indem er die großen Geldmänner als Vermittler ausschloß, „deren Alleinherrschaft ebenso nachteilig für den Staat wie für die Sittlichkeit seiner Beamten verderblich ist“. Sein Name war schon damals im preußischen Westen so ehrenvoll bekannt, daß es in einer Widmungsadresse anläßlich des Erntefestes und zugleich als Abschiedsgruß des Kreises Hagen in jenen Jahren unter anderm hieß: „Höchste sittliche Größe ist's, wenn ein Mann, den Geburts- und Glücksgüter zum unabhängigen Privatleben und zum Genuß seiner reinsten Freuden einladen und berechtigen, diese verleugnet und aus Pflichtgefühl ein mühevolleres öffentliches Leben zum Besten anderer wählt, um den Beruf, ein Mensch zu sein, ganz zu erfüllen. Heil dem

Volke, dem ein solcher Mann zuteil ward! Heil uns!“ Dasselbe Jahr 1795 brachte auch den Frieden von Basel, der zwischen Preußen und Frankreich geschlossen wurde; Stein hat ihn dem König Friedrich Wilhelm III. nie verziehen, weil „dieser treulose Verrat Deutschlands“ durch Preußen die Preisgabe des linken Rheinufers an die Sansculotten, die Schreckensmänner der Revolution, bedeutete. — Auch das rechtsrheinische Preußen litt unter Stockung von Handel und Wandel. Gemeinsam mit dem Minister von Heinitz setzte Stein die Aufhebung der hemmenden Zölle im Binnenlande Cleve-Mark durch, womit eine Quelle von dauernden Schikanen und unfruchtbarer Belästigung beseitigt war.

Im Jahre 1796 wurde ihm das Oberpräsidium der Westfälischen Kammer zu Wesel, Hamm und Minden übertragen. Von Minden aus entfaltete er eine umfassende Tätigkeit in dem großen Gebiet mit seinen 500 000 Einwohnern. Seine durchgreifende Energie war mit tiefer Einsicht, reicher praktischer Erfahrung und edler Gesinnung verbunden. Er selbst berichtet nur in bescheidener Kürze von seinem damaligen Wirken, in dem er die Regierungsbehörden reformiert und die Anlage von Kunststraßen sowie die Verbesserung des Strombaus und der Schifffahrt auf der Weser begonnen habe. „Manches wurde versucht zur Vervollkommnung der Leinwandfabrikation, endlich die Milderung und Ermäßigung der Eigenbehörigkeit (Leibeigenschaft) in Betracht genommen, jedoch nicht in revolutionärem, alte bestehende Rechte vernichtendem Sinn.“ Diese tiefgreifenden Reformen des Oberpräsidenten von Westfalen deuten schon auf sein späteres entscheidendes Lebenswerk für ganz Preußen hin: er forderte 1797 die Befreiung der Bauern von Erbuntertänigkeit und von Frondiensten unter angemessener Entschädigung der Grundbesitzer, weil er von der Unsittlichkeit und Unwirtschaftlichkeit dieses Systems überzeugt war. Durch Verminderung des bürokratischen Verwaltungsapparats brachte er eine bedeutende Ersparnis im Staatsbudget zustande. Leider blieb sein Appell an Friedrich Wilhelm III. zur Selbst-

verwaltung der Provinz wirkungslos, ebenso wie sein Gesuch an den König vom 30. Oktober 1804, durch Benützung und Wiederbelebung der Kreistage die drängenden Probleme zu lösen, die durch den „Reichsdeputationshauptschluß“ (1803) entstanden waren. Er verstand es, die Zeit auszukaufen; Zaudern und ängstliches Überlegen war nicht seine Sache. Sein Freund Rehberg schrieb von diesem Mann der Tat: „Stein war schneidend bestimmt in seinen Meinungen, sehr lebhaft, ja heftig in seinen Äußerungen, für weiche und nachgiebige Gemüter abschreckend. Aber es war ihm immer um die Sache zu tun. Und so fand man ihn auch stets geneigt, zu hören und wieder zu überlegen ... Auch hatte jede Minute für ihn Wert. Als ich einst zauderte, auf eine Frage, der ich lieber ausgewichen wäre, etwas zu erwidern, antwortete er selbst, fügte aber hinzu: ‚Wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, so würden Sie sich nicht so lange besinnen.‘“

Jedoch bewies Stein wieder höchste staatsmännische Weisheit, Mäßigung und Umsicht, als durch die Säkularisation des Jahres 1803 die bis dahin selbständigen Bistümer Münster und Paderborn in die Provinz Westfalen eingegliedert wurden und somit einem protestantischen König unterstanden. Mit großem Takt überwand er bei der Übernahme dieser rein katholischen Gegenden diese konfessionelle Schwierigkeit durch Anpassung mit feinfühligster Hand: alle Maßnahmen wurden zwar energisch, aber ohne Härte durchgeführt und die Einnahmen aus den beschlagnahmten geistlichen Gütern zum Ausbau von Unterrichtsanstalten verwendet; namentlich stieg die Universität Münster jetzt zu einem geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt auf; auf der andern Seite blieb das friderizianische Preußen voll Mißtrauen gegen den älteren westfälischen katholischen Adel. Steins Amtssitz wurde Münster, wo er mit dem Kommandierenden General von Blücher das königliche Schloß bewohnte. Hier begegnete er auch einem lebendigen katholischen Christentum, wie es z. B. im Kreise der frommen Fürstin Gallitzin, der Freundin des evan-

gelischen Denkers Hamann, gepflegt wurde und im katholischen Volke fest verankert war. Das machte tiefen Eindruck auf Stein, der bei alledem der überzeugt evangelische Christ blieb, der er durch eigenes Erleben allmählich geworden war.

Finanzminister in Berlin

Immer mehr wurden Steins große Verdienste auch in Berlin gewürdigt, wo allmählich das Erbe Friedrichs II. verwirtschaftet war, die Heeresmacht verfiel und unfähige und eitle Männer das Vertrauen des Königs mißbrauchten. Inmitten der umwälzenden Gärungen und Umbrüche in der politischen Lage fehlte am preußischen Hof eine feste führende Hand; so war es als ein Lichtblick zu betrachten, daß Friedrich Wilhelm III. Stein durch Kabinettsorder vom 27. Oktober 1804 zum Staatsminister für das Finanzwesen ernannte, das bisher von dem fähigen Baron von Struensee verwaltet war. Der König schrieb dazu: „Die Größe und Wichtigkeit dieses Departements, worin Ihr einen so berühmten Vorgänger gehabt habt, muß Euch zum Beweise der Größe Meines Vertrauens dienen, worauf Ihr Euch in Eurer bisherigen Amtsführung durch ausgezeichnete Fähigkeit, Einsicht, Tätigkeit und Rechtschaffenheit die gegründetsten Ansprüche erworben habt. Ihr werdet daher diesem Vertrauen auch in dem Euch nunmehr angewiesenen größeren Wirkungskreise entsprechen. Das erwarte ich von Euch.“ Stein trat das neue Amt im November 1804 an und wurde darin im Dezember vereidigt, als sich Napoleon in Paris selbst die Kaiserkrone aufsetzte. Seine Maßnahmen bedeuteten eine wirksame Festigung der wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders durch Aufhebung aller Binnen- und Provinzialzölle, die schwer und nachteilig auf dem Handel lasteten; ferner „durch Verminderung des unnützen Schreibwerks, indem ich eine große Masse von unnützem leerem Papierkram ganz einstellte und die Selbständigkeit der unteren Behörden vermehrte“. Die Steuerverfas-

sungen in Alt- und Neupreußen wurden vereinfacht und viele verderbliche Lokalabgaben der Städte abgelöst; schließlich fing er damit an, die hochentwickelten englischen Maschinen bei der Tuchfabrikation einzuführen und gründete eine bedeutende Baumwollspinnerei in Berlin. Diese und andere grundsätzliche Neuerungen, staatswirtschaftliche Einrichtungen und Entwürfe wurden aber, wie er selbst sagt, „erschüttert und vereitelt durch die große Katastrophe, welche die preußische Monarchie im Jahre 1806 traf — Folge einer schwankenden, zaudernden, allein auf Erhaltung momentaner äußerer Ruhe bedachten Staatsklugheit und eines sehr großen Unglücks“.

England, Rußland und Osterreich hatten ein Bündnis gegen den französischen Gewaltherrscher geschlossen. Preußen hielt sich zu Anfang zurück. Aber als französische Truppen durch das preußische Ansbach marschierten, änderte es seine Meinung. Kaiser Alexander I. reiste selbst nach Berlin, und ein geheimes Bündnis mit den drei Mächten kam zustande. Die Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 fiel jedoch für die Verbündeten unglücklich aus. Stein sah mit seinem scharfen Auge, wie vieles verkehrt gegangen war, und daß man es namentlich an einem durchgreifenden Handeln hatte fehlen lassen, wobei der Graf Haugwitz die Schuld trug. Napoleon schloß am 12. Juli 1806 mit den Königen von Bayern und Württemberg, den Großherzögen von Baden, Berg und Hessen-Darmstadt, dem Herzog von Nassau-Usingen und andern deutschen Fürsten den Rheinbund. Jeder Staat hatte zum Bundesheer eine bestimmte Truppenmasse zu stellen. Da aber die Bundesverfassung nicht verwirklicht wurde, waren die Bundesglieder der Willkür Napoleons preisgegeben. Die deutsche Politik war auf dem tiefsten Stande der Erniedrigung. Das drückte Stein sehr. Der König selbst ließ es an der nötigen Energie fehlen. Der allgemeine Unwille drang nicht zu seinen Ohren. Stein schrieb 1806 an seinen Nachfolger in Westfalen, den Oberpräsidenten von Vincke, der über die schmachliche Wendung der preußischen Politik im höchst schimpflichen Vertrage von

Schönbrunn am 15. Dezember 1805 wütend aufbrauste: „Man muß auf die großen Beispiele aus der Geschichte zurückblicken und Vertrauen auf die Vorsehung haben. Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat gelenkt, so würde sie die militärische Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zwecke der Befreiung Europas von der französischen Übermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann dem [König], dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein; ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung, und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung.“

Stein hat es jedoch nicht bei mutloser Resignation bewenden lassen; vielmehr entwickelte er schon vor der Katastrophe von Jena eine unermüdliche Tätigkeit und suchte durch die eigene „Denkschrift“ vom 27. April 1806 die dringend notwendige Reform am preußischen Hof zu erzwingen. Sein Angriff galt zunächst dem Kabinettsrat, in dem Männer wie Graf Haugwitz, Beyme und Lombard eine verantwortungslose, überaus schädliche Rolle unmittelbar als Ratgeber des Königs spielten, unter Umgehung des eigentlichen verantwortlichen Ministerrats. Im Bunde mit befreundeten, hochgestellten, vaterlandsliebenden Staatsbeamten und Generälen, denen sich auch zwei Brüder des Königs nebst dem volkstümlichen Prinzen Louis Ferdinand anschlossen, forderte Stein entschieden eine Abstellung dieses Verderbens und die Entlassung der genannten, im Volke verhaßten Kabinettsräte. Zugleich mit der Kritik der bestehenden Staatszustände war der Grundriß zum Aufbau eines neuen Preußens gegeben. „Soll es anders werden, so muß wieder eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Könige und den obersten Staatsbeamten hergestellt werden. Die Parteien, welche die Staatsgeschäfte dem Könige zur endgültigen Entscheidung vortragen, müssen gesetzlich und öffentlich dazu berufen, ihre Versammlungen müssen zweckmäßig organisiert und mit Verantwortlichkeit ausgerüstet werden.“ Hier lag also eine Art

von Rebellion aus sittlichen Gründen gegen das bisher geltende Prinzip der absoluten Monarchie vor, wofür Steins abschließende Worte bezeichnend sind: „Ich glaube mich von allen persönlichen Absichten frei und halte es für meine Pflicht, in meinen Dienstverhältnissen Eurer Königlichen Majestät über die wichtigsten Angelegenheiten der Monarchie mit Freimütigkeit meine Meinung zu äußern, die Folgen aber dieser Art zu handeln von der Vorsehung mit Gelassenheit zu erwarten, in deren Hand das Schicksal der Regenten und der Staaten und der Geringsten ihrer Bewohner ist.“ Nicht nur der Staatskanzler von Hardenberg, sondern auch die Königin Luise, die mit dem Herzen ganz auf seiten der Reformpartei stand, rieten dringend ab, die Denkschrift dem König vorzulegen, dessen starre Haltung dann einige Monate später zur scharfen Abweisung einer viel weniger angreifenden Eingabe im August 1806 führte.

So nahm die Katastrophe ihren Lauf: nach der furchtbaren Niederlage von Jena am 14. Oktober 1806 überschwemmten die Heere Napoleons ganz Preußen. Die königliche Familie flüchtete zunächst nach Königsberg. Stein war trotz schwerer Krankheit unter Mitnahme der Staatskassen dem König gefolgt, lehnte aber den Auftrag, das Ministerium des Äußeren zu übernehmen, ab und bestimmte den König, den Freiherrn von Hardenberg für dieses Amt zu wählen. Vorher hatte Stein bei Friedrich Wilhelm die Reorganisation der Staatsverwaltung nach seinen Grundsätzen und die Beschränkung der Ministerzahl auf drei durchgesetzt. Aber schon im Januar 1807 führte eine dramatische Auseinandersetzung mit dem König zum Bruch. Wenn auch Stein der Form nach vielleicht unrecht handelte, so hatte er in der Sache doch durchaus recht. In der Nacht des allgemeinen Aufbruchs nach Memel wollte Stein „unter Hinterlassung der Seinigen und eines todkranken Kindes“ der königlichen Familie folgen; da erhielt er durch einen Feldjäger einen äußerst schroffen Kabinettsbefehl mit Vorwürfen über seine Widersetzlichkeit mit dem beleidigenden Zusatz, seine Geschäftsverwaltung sei zwar

musterhaft gewesen, er opfere aber seinen Leidenschaften das Wohl des Staates auf. Der sofort beantragte Abschied wurde umgehend bewilligt, und Stein verließ den preußischen Dienst, den er siebenundzwanzig Jahre aufopferungsvoll geleistet hatte, in dieser entscheidenden Schicksalsstunde, um sich unter großen Gefahren durch die französische Besatzung nach seiner Heimat zu begeben, nach Nassau, das er Ende März erreichte. „Ich suchte nun meine durch das anhaltende Podagra sehr erschütterte Gesundheit wiederherzustellen, soweit es bei der Teilnahme an dem unglücklichen Schicksal meines Vaterlandes, dem ungewissen Erfolg des Krieges, dem tiefen Unwillen über die mich betroffen habende Mediatisierung möglich war.“

Diese Mediatisierung, d. h. Beschlagnahme, seiner im Herzogtum Nassau liegenden Güter Frücht und Schwaighausen war im Jahre 1804 ohne jede Entschädigung erfolgt. Damals hatte Stein an den im Dienste Napoleons stehenden Herzog von Nassau-Usingen, dessen Untertan der Freie Reichsritter dadurch geworden war, einen Brief gerichtet, der in einer unerhört offenen Sprache diesen Rechtsbruch an den Pranger stellte. Prophetisch sagte er dem undeutsch gesinnten Fürsten das drohende Verschwinden der kleinen deutschen Staaten voraus, und sein Zorn über den Verlust des fast siebenhundertjährigen Familienbesitzes äußerte sich am Schluß in den Worten: „Es ist noch härter, alle die Opfer nicht irgendeinem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern um der gesetzlosen Übermacht zu entgehen, um — — doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit.“ —

Es kann mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß sich in diesen Monaten der erzwungenen Ruhe eine bewußte innere Wendung zum Christentum vollzog. Zwar war das Vorbild seiner geliebten und verehrten Mutter auch in den Jahren vorher wirksam gewesen, als Stein sich dem Einfluß der mächtigen Aufklärungsphilosophie nicht völlig entziehen konnte; er blieb wohl dem Geiste des christlichen Elternhauses

treu, aber ohne daß diese Gesinnung damals eine persönliche Färbung annahm. Es war Kantsche Gesinnung, wenn er z. B. an die ihm besonders nahe-
stehende Schwester Marianne im Februar 1785 schrieb: „Indessen suche ich meine Pflicht zu tun und versäume nicht, mir fortwährend Kenntnisse zu erwerben, und ich lege das übrige in die Hände der Vorsehung.“ Dann tritt in seinen Briefen immer stärker betont gewissenhafte Selbstverantwortung hervor — von sich und den andern fordert er „sittliche Kraft“, „Reinheit der Gesinnungen“. Während seiner Jahre als Oberpräsident in Westfalen besuchte er regelmäßig an Sonntagen den reformierten Gottesdienst. Der oben genannte bedeutende Prediger Eylert in Hamm genoß sein besonderes Vertrauen, und von diesem besitzen wir einen ausführlichen Brief über Steins Religiosität. Eylert bezeugt, daß dem Freiherrn „der lebendige Geist des evangelischen Christentums“ wohlvertraut gewesen sei, und daß er zwar die damals umlaufenden kritischen Einwände gegen die Offenbarung eingehend gelesen und geprüft habe, aber gerade dadurch zur vertieften Überzeugung von der Wirklichkeit und Wahrheit göttlicher Lehren in der Bibel geführt worden sei. „Besonders war das Mysterium des heiligen Abendmahls ihm wichtig; er versenkte sich in seine Tiefe, sooft er — alle Jahre mehrere Male, bis an sein Ende — im Gefühle des Todes und der Unsterblichkeit es feierte.“ So berichtet Eylert, der 1806 auf Steins Empfehlung als Hof- und Garnisonprediger nach Potsdam berufen wurde, nach dem Tode des Freiherrn in seinen Erinnerungen. Von Steins weiter Toleranz gegenüber der katholischen Kirche war schon gelegentlich seines Wirkens in Münster die Rede; freilich verwahrte er sich ausdrücklich gegen den Geist der Bigotterie, des Fanatismus und Proselytentums, den er hier und da zu erkennen glaubte. Die Spaltung der Christenheit, die er als etwas Unabänderliches hinnahm, sollte keinesfalls die nationale Eintracht stören. Alle die ererbten christlichen Anlagen und die selbständige Verarbeitung der Grundlehren Christi fanden in jenen ersten Monaten des

Jahres 1807 ihre Vertiefung; hier liegen die Wurzeln, aus denen Steins nachmaliges Wirken als größter deutscher Staatsmann erwuchs.

Als sich Anfang März 1807 ein Freund Steins besorgt nach dessen Schicksal, das ihn mit seiner ehrenrühri- gen Entlassung in den schwersten Stunden der preu- ßischen Monarchie getroffen hatte, erkundigte, ant- wortete ihm Stein: „Ob und wie Gott helfen wird, wer kann das jetzt schon wissen? Aber festes Hoffen und Vertrauen nach oben, d. h. auf Gott, muß die Bes- seren aufrichten und jetzt mehr als je treu und fest unter sich zusammenhalten. Nur wer sich selbst auf- gibt und in mutloser Untätigkeit dem Gesckicke über- läßt oder unterwirft, der ist ganz und für immer ver- loren.“ Wie er schrieb, so handelte er: seiner Erkran- kung zum Trotz arbeitete er in der erzwungenen Ein- samkeit und Untätigkeit zu Nassau die grundlegende und berühmteste Denkschrift vom Juni 1807 aus, die unter der Überschrift „Über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizei- behörden in der preußischen Monarchie“ für die fol- gende Zeit die Richtlinien einer völligen Umgestal- tung des von Friedrich II. eingerichteten Staatswesens festlegte, deren Ausführung ihm bald darauf selbst anvertraut wurde, indem ihm vom König Friedrich Wilhelm III. im Juli 1807 die Stellung eines ersten Ministers angeboten wurde auf Betreiben des bisheri- gen Ministers von Hardenberg, der auf unmittelbare Veranlassung Napoleons hatte gehen müssen. Der Brief Hardenbergs aus Memel vom 10. Juli 1807 be- sagte, er betrachte es als seinen schönsten Dienst für den König, ihn aufzufordern, „Sie zurückzuberufen und Ihnen das Ministerium des Innern und der Finan- zen in ihrem weitesten Umfang zu übergeben. Ich habe Sie beschworen, wie ich Sie jetzt noch beschwöre, liebster und schätzenswerter Freund, diese Berufung nicht abzulehnen. Sie allein werden einen Staat wie- derherstellen und retten können, dem Sie seit Ihrer frühesten Jugend gedient haben . . . Es ist von der größten Wichtigkeit, daß Sie ohne Verzögerung zum König kommen. Die ersten Augenblicke werden die

größten Anforderungen stellen; Seine Majestät wird Ihnen sicherlich ihr ganzes Vertrauen schenken und Ihnen die Sorge der Reorganisation der Monarchie samt der Wahl der Mittel und Personen vollkommen überlassen.“

Steins Reformwerk

Steins Antwort auf den Ruf des Königs zeugt von wahrer Größe — ohne Groll gab er sofort seine Zusage, die schwerste Aufgabe zu übernehmen, die durch den furchtbar lastenden Frieden von Tilsit je einem Staatsmann gestellt wurde. „Ich befolge Eurer Majestät Befehle unbedingt und überlasse Eurer Königlichen Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Eure Königliche Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Eure Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit getan.“ Sofort ging er an die Arbeit nach den vorher so klar durchdachten und in jener Denkschrift niedergelegten Ideen. Es würde den Rahmen dieses knappen Lebensabrisses sprengen, wenn die ungeheure Leistung seines Reformwerks an dieser Stelle gebührend gewürdigt würde: nur in größten Zügen kann die innere Sanierung Preußens umrissen werden, die den Grund zu einer völligen Erneuerung legte. Es handelt sich zunächst um die Ordnung der zerrütteten Staatsfinanzen unter dem Druck einer von Napoleon auferlegten unerschwinglichen Kriegsentschädigung; dann um den völligen Umbau der Verwaltung mit einer gründlichen Vereinfachung des zu großen Beamtenapparats; drittens um die Befreiung des Bauernstandes und endlich um die Selbstverwaltung der Städte zur Erziehung des Bürgertums, das an verantwortliche Mitarbeit gewöhnt werden sollte. Im Grunde war Steins Reformwerk überhaupt auf Erziehung des ganzen Volkes gerichtet, nicht nur der älteren Generationen, sondern gerade auch der

Jugend, wie sein späteres Wort bezeugt: „Es ist nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken; wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln.“ Mit Nachdruck wies Stein selbst auf Pestalozzi hin, der ja ein mechanisches Anlernen und Anüben gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten verwarf, vielmehr die innersten Grundkräfte der menschlichen Natur ausbilden wollte, wobei die Anschauung zur Selbsttätigkeit und zu sicherem eigenem Urteil führen sollte. Wie Pestalozzi erwartete auch Stein das Beste bei der Erziehung des Kindes von der Mutter; die Hauptidee seiner Reform sei gewesen, einen sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinn in der Nation zu heben, sagt er selbst in der Autobiographie. Als Hauptfeinde bekämpfte er stets Egoismus und Genußsucht seines Zeitalters; alles, was er für die Selbstverwaltung tat, als Form der Selbsttätigkeit und Verwertung der durch die Schule geweckten natürlichen Kräfte des einzelnen, steht mit Pestalozzis Erziehungsmethode in engster Verbindung; von ihr erwartete er „erhöhte Selbsttätigkeit des Geistes, Erregung des religiösen Sinnes und aller edleren Gefühle des Menschen“. Der entscheidende Wert wurde auf die Religion gelegt. So bestimmte z. B. die Städteverordnung von 1807, daß der Wahlversammlung eine gottesdienstliche Handlung voraufgehen sollte. Die Reste des protestantischen Staatskirchentums mußten fallen, dafür bestimmte Stein als Pflicht des Staates, für das Wohlergehen der Kirchen zu sorgen. Andererseits sollte ihre äußere und innere Verwaltung so unabhängig vom Staate sein, „daß sie als ein sich selbst regierendes lebendiges Ganzes dastehe“, wie es Schleiermacher auf Steins Veranlassung formulierte. Er wünschte in der protestantischen Kirche eine Presbyteriums- und Synodalordnung eingeführt zu sehen und wollte grundsätzlich die Kirchen in einer gesonderten obersten Kultusbehörde zur Geltung bringen. Für Stein sind die Kirchen „lebendige Gebilde, die aus eigenem innerem Leben erwachsen und dem Staate die Seele einhauchen, deren er zu seiner Vollendung bedarf“. Unwürdige Geistliche sollten ent-

fernt, leichtsinnige oder unwissende Kandidaten abgewehrt, die theologischen Vorbereitungsanstalten verbessert, die Pfarrabgaben angemessen eingerichtet, der Kultus würdig und feierlich gestaltet werden. Stein wollte, daß das Kirchenpatronat aufgehoben werden und der Gemeinde ein Einfluß auf die Wahl des Geistlichen zugewandt werden sollte — die Kirchenvorstände hätten dann durch ihr bloßes Dasein auf einen synodalen Aufbau hingewirkt. Immer wieder betonte er in seinen Denkschriften und Briefen als Wichtigstes das Vertrauen zu Gott; darum war er auch ganz ohne Menschenfurcht. Aus dem Erbeil der Mutter nicht nur, sondern in eigenem Ringen um die Wahrheit waren ihm die starke, ungebrochene Gläubigkeit, sittlicher Ernst und moralische Strenge erwachsen. In diesem Sinne sammelte er um sich die Männer, mit denen er Preußen zur Wiedergeburt, und zwar durch Kampf gegen Napoleon, verhelfen wollte. Ihn haßte er als den großen Tyrannen, als „ruchloses Ungeheuer, das zu allem Bösen fähig war“; durch ihn sei ein Zustand des Despotismus, der Sklaverei und des allgemeinen Elends über Europa verbreitet worden. „Die gänzliche Abwesenheit leitender moralischer Grundsätze und Gefühle bei Bonaparte ist die Folge einer seltenen ursprünglichen Entmenschung, und jenes große Elend fließt aus dieser moralischen Verwilderung.“ Die Stimmung im Volke kam ihm entgegen: „In der großen Mehrzahl der Einwohner glühte ein tiefes Gefühl von Rache, eine Sehnsucht nach einer günstigen Gelegenheit, die Fesseln zu zerbrechen, den alten Waffenruhm, das unschätzbare Gut der nationalen Unabhängigkeit zu erringen; nur wenige Feige, Genußliebende und Weichlinge fanden den Zustand erträglich und hofierten den französischen Machthabern . . . Man ging von der Hauptidee aus, einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und für Nationalehre einzuzulösen und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, den blutigen, wagnisvollen Kampf für beides zu beginnen.“

In erster Linie fand er bei seinem Erneuerungswerk Helfer in Generalen wie Scharnhorst und Gneisenau, in Verwaltungsbeamten wie von Vincke, Altenstein, Frey und Eichhorn — aber auch mehrere Angehörige des Königshauses standen treu zu seiner Sache. Friedrich Wilhelm selbst hatte Stein in Memel, wo dieser im September 1807 eintraf, sehr niedergedrückt empfangen, „überzeugt, daß ihn ein unerbittliches Verhängnis verfolge, daß alles, was er unternahme, nur mißlingen könne, und geneigt, um dieses ihn verfolgende Schicksal zu versöhnen und seine Schläge von seinem Lande abzuwenden, in den Privatstand zurückzutreten. Die Königin war weich, wehmütig, voll Besorgnis und voll Hoffnungen.“ Langsam gelang es Stein, den König ganz für seine Ideen und Maßnahmen zu gewinnen. Er riet ihm, sich in den schweren Notzeiten mit folgenden Worten an das Volk zu wenden: „Um zu verhüten, daß Ihr über dem Zeitlichen und seiner Besorgung das Ewige nicht aus den Augen verliert, wird mein besonderes und vornehmstes Augenmerk sein die Religion und ihre Übung. Damit dieser innerste Lebensquell, aus welchem Kraft zu allen Menschen- und Bürgerpflichten entspringt, nie in Euch versiege, wird man sorgsam wachen über die Heiligkeit des Gottesdienstes gleich wie über des Standes Reinigkeit und Unsträflichkeit, welcher dem Dienste der Religion ausschließlich sich widmet, und sein Ansehen und Würde, ohne Unterschied der Konfessionen, schützen und mehren.“ Immerhin war der König nun durchaus voller Vertrauen und bereit, sich restlos den Reformen zu fügen. Zwar waren auch Gegenkräfte im Lande wirksam, gegen die Stein mit allen Patrioten zu kämpfen hatte. Er selbst machte es weder dem König, noch den untergeordneten Ministern, Mitarbeitern und Untergebenen immer leicht: er war kein bequemer Vorgesetzter; sein Temperament von überschäumender Heftigkeit, starkem Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsgefühl, sein leidenschaftliches Vorwärtsdringen und sein gelegentlicher bitterer Sarkasmus stießen mitunter auch die besten, wohlwollendsten Freunde ab. Die Königin beschwor ihn manchmal

um des Königs, des Vaterlandes, ihrer Kinder und ihrer selbst willen um Geduld. Dennoch setzten sich seine Grundgedanken allmählich bei allen einsichtigen Männern und Frauen durch, und zwar in ganz Deutschland, das seit 1808 immer bewußter für Stein als Vaterland galt, wie es sein berühmtes Wort in einem Brief an den Grafen Münster besagt: „... Es ist mir leid, daß Euer Excellenz in mir den Preußen vermuten und in sich den Hannoveraner entdecken; *ich habe nur ein Vaterland, daß heißt Deutschland*, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und keinem Teil desselben von ganzer Seele ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick der großen Entwicklung vollkommen gleichgültig; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen und zu behaupten in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland — dieses ist das Interesse der Nation und ganz Europas, es kann auf dem Weg alter, zerfallener und verfaulten Formen nicht erhalten werden.“

(Petersburg, 1. Dezember 1812.)

Nur einige jener Grundgedanken, die das große Reformwerk trugen, sollen hier in Steins Wortlaut wiedergegeben werden:

„Verfassungen bilden, heißt bei einem alten Volk wie dem deutschen... nicht, sie aus nichts erschaffen, sondern den vorhandenen Zustand der Dinge untersuchen, um eine Regel aufzufinden, die ihn ordnet; und allein dadurch, daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt, kann man ihm eine Dauer für die Zukunft sichern und vermeiden, daß die zu bildende Institution nicht eine abenteuerliche Erscheinung werde, ohne eine Bürgschaft ihrer Dauer zu haben, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft.“

„Man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft und ihnen große Interessen zur Diskussion anvertraut.“

„In die Reihen der besoldeten Beamten drängt sich gewöhnlich ein Mietlingsgeist ein, ein Leben in leeren Formen und Dienstmechanismen, eine Furcht vor jeder Verände-

„... Formenkram und Dienstmechanismus werden durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirr des praktischen Lebens zertrümmert; an ihre Stelle tritt dann ein lebendiger, strebender, schaffender Geist.“

„Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu brechen, durch welche die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt. Ihre Anhänglichkeit an das bloße Mechanische möchte ich zerstören.“

„Dem Glück und der Freiheit der Nation sind die Fürsten so gut wie die letzten ihrer Untertanen das Opfer ihres Vorteils zu bringen verpflichtet.“

„Eine Regierung, die das Blut und Vermögen ihrer Untertanen vergeudet, die Menschen als Werkzeuge, nicht als Zwecke behandelt..., wird nicht dauern.“

„Nicht möglichste Produktion von Lebensmitteln und Fabrikmaterial ist der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, sondern religiös-sittliche Veredelung des Menschen.“

„Was mich entschädigt für den Zwang, meine Existenz genußlos hinzubringen, ist das Bewußtsein, nicht ganz unwirksam und unnützlich mein Leben zu verleben, manches Gute zu veranlassen und manches Böse zu verhindern.“

Mit seinen Reformen wollte Stein in bewußtem Gegensatz zur Französischen Revolution die Neugestaltung des Staates von unten her, von den Gemeinden aus, durchführen; ihre Selbstverwaltung wünschte er, damit nicht eine besoldete, allmächtige Bürokratie den Staat und die Gemeinden beherrsche, sondern der am Wohle des Ganzen interessierte Bürger das Leben der Gemeinde selbst leite und damit dem Staat Gesundheit und Kraft verleihe. Bei der Bauernbefreiung kam es ihm nicht darauf an, daß dem Bauern in dem Sinne sein Boden absolut gehören sollte, daß er damit schalten und walten könnte, wie es ihm gefiel: es kam Stein auf die Freiheit zur Arbeit an, auf das Wachstum durch Arbeit und auf die Freiheit des Erschaffenen. Auf die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes als Grundlage alles staatlichen und völkischen Lebens zielten Steins Absichten bei der Bauernbefreiung; denn ohne Bauerntum muß ein Volk zerfallen. Auch den Adel wollte Stein völlig neugestalten, was aber auf unüberwindbaren Widerstand traf, z. B. in der Abschaffung der adligen Kadettenhäuser, gegen die sich Steins ganze Abnei-

gung richtete. Daher sind seine Maßnahmen zur Heeresreform sehr erfolgreich gewesen. Nach seinen eigenen Worten bewährte sich ihr Nutzen in den Jahren des Freiheitskrieges von 1813—1815 — es handelte sich namentlich um die Abschaffung der entehrenden „Bestrafung mit dem Stock, dieses nach Launen und Willkür angewandten Strafmittels“, ferner um „die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst, die bisher nur auf den unteren Klassen ruhte — dadurch entstand die Möglichkeit, die Dienstjahre abzukürzen, die Armee durch Inländer vollständig zu erhalten, die fremde Werbung aufzuheben und die Notwendigkeit, für bessere Behandlung der aus allen Ständen genommenen Soldaten zu sorgen“; endlich um die „wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere und Fortrücken im Dienst ohne Rücksicht auf Geburt“ (Selbstbiographie) — das sind also sehr zeitgemäße Dinge.

Bei der Reform des Schulwesens sollen alle Unterschiede zwischen königlichen, adligen, Kirchen- und Dorfschulen verschwinden zugunsten der allgemeinen Volksschulen, die größtenteils von den Mitteln des eingezogenen Kirchengutes bestritten werden. Die Lehrer müssen gegen Nahrungssorgen gesichert und von den Eltern der Schulkinder unabhängig gemacht werden: allgemeine Schulpflicht — dabei soll die Kirche als Lehrerin der Nation zu ihrem Recht kommen: „Bei dem Zusammenhang zwischen Jugend- und Volksunterricht bleiben die Prediger des Orts und die geistlichen Inspektoren die zweckmäßigsten Aufseher auf die Volksschulen . . . allerdings müssen sich die Geistlichen mehr als bisher pädagogisch praktisch ausbilden und beschäftigen.“

Wenn das ganze riesige Reformwerk, wie es Stein entwarf und begann, nicht zur Vollendung kam, ja sogar teilweise scheiterte, so sind nach seinem eigenen Wort daran das Phlegma, die Weichlichkeit und Genußsucht der oberen Stände, der Mietlingsgeist der Beamten, die allgemeine Niedertracht schuld, von der auch die unteren Stände angesteckt worden seien. Freilich ist dabei nicht der furchtbare Druck von außen

mit aufgezählt, den das unerbittliche Regime Napoleons auf alle staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse ausübte; gegen diesen unumschränkten Caesarismus mit der Vergottung des eigenen Ichs, gegen die Mißachtung aller fremden Rechte, gegen die Benutzung der Religion als Mittel, auf andere zur Erreichung seiner eigenen Zwecke zu wirken, konnte sich Stein nicht länger als anderthalb Jahre in seiner Stellung halten.

Die Verbannung

Die Lage wurde für Stein in dem Maße kritisch, als Napoleon ihn als seinen Feind erkannte. Stein hatte einen Brief an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein geschrieben, in dem er ohne Rückhalt über die Lage der Dinge sich äußerte. Der Brief wurde abgefangen und im Journal de l'Empire abgedruckt. Das sollte für den Minister verhängnisvoll werden. Schon wurde ihm mit Verurteilung und dem Verlust seiner Güter gedroht. Da bat er um seine Entlassung, weil seine Beibehaltung dem König und dem Lande nur nachteilig sein könne. Der König erklärte, er könne ihn im Augenblick nicht entbehren. Die Sache war ernst. Es galt die Entscheidung zwischen einer Knechtschaft, die augenblicklich aus der Not half, aber furchtbares Elend mit sich führte, und der Freiheit, die nur durch ein kräftiges, gefahrvolles Aufraffen erkämpft werden konnte. (A. Vömel.) Stein schrieb dem König: „Für den Redlichen ist kein Heil als in der Überzeugung, daß der Ruchlose zu allem Bösen fähig ist und daß man nach dieser Überzeugung mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit handelt. Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit soviel Wahrheit sagt, er habe die Hölle im Herzen, das Chaos im Kopf, ist mehr als Verblendung, ist hoher Grad von Torheit.“ Die Treulosigkeit Napoleons war Stein Anlaß genug, entschlossen zu handeln. Die Verhandlungen gingen hin und her. Endlich, nachdem so viel als möglich durch ihn noch geordnet war, drückte ihm der König seinen aufrich-

tigen Schmerz über die notwendige Trennung aus und gab ihm unter Anerkennung seiner Verdienste am 24. November 1808 seine Entlassung: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Mann Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen sowie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuten besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugtuung und Beruhigung gewähren.“ In der Trauer des Landes und der Liebe der Besten fand er die reinste Belohnung. Alle Stände zollten ihm Verehrung, nur der Hofadel mied ihn. Stein hörte nicht auf, sein Vaterland selbstlos zu lieben und unablässig für dessen Wohl bedacht zu sein. Er ahnte wohl, daß sein Sturz unmittelbar auf Napoleon selbst zurückzuführen war, der in Stein immer klarer seinen größten Gegner erkannte. Darum sprach er am 16. Dezember 1808 von Madrid aus dessen Ächtung aus. Napoleons Minister des Auswärtigen mußte dem preußischen Hof eröffnen, daß der für Berlin ernannte französische Gesandte nicht dorthin gehen werde, wenn Stein nicht aus ganz Preußen entfernt werde. „Sie werden weitergehen und vom preußischen Gesandten fordern, daß dies Individuum als ein Verräter und Werkzeug Englands ausgeliefert werde. Geben Sie zu verstehen, daß, wenn meine Truppen Stein ergreifen, er erschossen wird!“ Zu Anfang des Jahres traf der neue Gesandte Frankreichs in Berlin ein und trug folgendes Dekret seines Kaisers bei sich: „1. Der Mann namens Stein, weil er Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, wird zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. 2. Die Güter, die der genannte Stein etwa besitzt, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, sollen mit Beschlag belegt werden. Der genannte Stein soll verhaftet werden, wo ihn unsere Truppen oder die unserer Verbündeten erreichen.“ Jener Gesandte Napoleons war edelmütig

genug, den Geächteten rechtzeitig zu warnen; wenn er sich entschlösse, sofort abzureisen, wolle er seine Gegenwart in Berlin ignorieren. So gab es nichts anderes als schnellste Flucht, zumal Verhaftungsbefehle auch für ganz Preußen ergingen. Damals schrieb Stein an die Prinzessin Wilhelm: „In wenigen Stunden verlasse ich ein Land, dessen Dienst ich dreißig Jahre meines Lebens widmete, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit sechshundertfünfundvierzig Jahren in meiner Familie sind, verschwinden. Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältnis meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt auch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein. Möchte mein Untergang in dem Sturme der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen.“

Am 6. Januar 1809 brach Stein auf; zunächst wandte er sich nach Schlesien. Am Abend des 7. war er in Sagan, der gefährlichsten Stelle; von dort ging es weiter nach Bunzlau. Hier verließ er den Wagen und bestieg den Schlitten, der ihn nach Löwenberg brachte. Nach kurzer Rast brach er, eine Stunde nach Mitternacht, wieder auf. In ergreifenden Worten hat er diesen letzten Teil seiner Reise geschildert: „Die Nacht war sehr schön, die Witterung milde, der Himmel bald bewölkt, bald hell, die Natur still und feierlich, die zahlreichen Wohnungen der Menschen, durch die man reiste, ruhig. Eine solche Nacht und solche Umgebungen gaben der Seele eine Stimmung, die alles Menschliche, und sei es noch so kolossalisch scheinend, auf seinen wahren Wert zu bringen bereit ist.“ Da erinnerte er sich, daß er am letzten Neujahrstage zusammen mit seiner geliebten Frau, an die diese Worte gerichtet waren, Schleiermachers Predigt gelesen hatte über das, „was wir fürchten sollen, und was nicht“, jene großartige, an das gebeugte und wieder emporstrebende Preußen gerichtete Auslegung des Wortes Christi: „Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib töten und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele ver-

derben mag in die Hölle!“ Von Buchwald aus, dem Sitz seines Jugendfreundes von Reden, wendet er sich an seine Frau, ob sie das herumziehende Leben eines Verbannten mit ihm teilen wolle; sie erklärte ihm schlicht und einfach: sie wünsche bald abzureisen, um sich wieder mit ihm zu vereinigen, wo es auch sei. In Trautenau, also auf böhmischem Boden angelangt, dankte er dem Freunde Reden für die Gastfreundschaft und schrieb ihm: „Bestrebe sich jeder brave Mann, die Gesinnungen und die Liebe für Wahrheit und Freiheit aufrechtzuerhalten unter seinen Umgebungen, und besonders unter der Jugend streue er den Samen des Edlen unverdrossen aus; das Schlechte trägt den Keim seines Untergangs in sich und wird nicht siegen.“ Der Kaiser Franz ließ ihm mitteilen, er freue sich, in seinen Staaten einen Minister aufzunehmen, der ebensowohl durch die seinem König geleisteten Dienste als durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei. Der Kaiser wünschte, daß Stein die Hauptstadt von Mähren, Brünn, zum Aufenthalt wählen möchte. Am 1. März 1809 wurde Stein dort zu seiner großen Freude mit den Seinigen wieder vereinigt. Er schrieb an die Prinzessin Luise Radziwill über seine Frau: „Der Adel und die Reinheit ihrer Gesinnungen verleugnet sich nicht einen Augenblick; sie erträgt alle diese Veränderungen, welche ihr bei dem Zustand ihrer Gesundheit und ihrer Neigung zu einem ruhigen Leben sehr drückend sind, ohne sich eine Klage zu erlauben.“ Auf die Kehrseite des Briefes, in dem die bekannte Frau von Stein (Goethes Weimarer Freundin) ihrem Manne ihr und ihrer Kinder Kommen ankündigte, schrieb er Schillers Verse: „Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück, greift fröhlich dann zum Wanderstabe; was Feuers Wut ihm auch geraubt, ein süßer Trost ist ihm geblieben: er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh', es fehlt kein teures Haupt!“

Es herrschte damals in Oesterreich ein herrlicher Geist der Vaterlandsliebe, den Stein wohlthuend empfand; ein bezeichnendes Wort sprach er zu dem Minister Graf von der Goltz, als dieser ihm mit Bedauern be-

merkte, Napoleon werde nun wohl auch die nassauischen Güter einziehen: „Glauben Sie, daß an dem Quark etwas gelegen ist, wo es aufs Vaterland ankommt?“ Man bedenke dabei, mit welcher Liebe er gerade an diesem Stammsitz seiner Väter hing! Auf seinen Fluchtwegen traf er mit der Prinzessin Wilhelm, seiner großen Verehrerin, zusammen, die in Nassau gewesen war und die ihm von der Liebe seiner ehemaligen Untertanen erzählte: „Ein jeder sprach von Ihnen, wie ich von Ihnen denke.“ Wiederum schrieb Stein in jener Zeit an Friedrich von Gentz, einen in österreichischen Diensten stehenden deutschen Staatsmann:

„Sie sehen, daß ich weit entfernt bin, Schritte zu tun, die mich vor Napoleon demütigen könnten, und bei ihm meine Verzeihung nachzusuchen. — Die Umstände haben mich in eine Lage gesetzt, die mich auffordert, das Beispiel eines festen, ausdauernden und unabhängigen Charakters zu geben; ich will einen so ehrenvollen Beruf nicht für erbärmliche Rücksichten auf Vermögen und Geld verlassen.“

„Ich glaube nicht, daß das Bonapartesche Gebäude von Dauer sein werde, es beruht auf zu faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten, es liegt im Ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit, Größe, Edelmut, alles ist auf den einzelnen, auf seine Umgebungen mit dem Knechtesinn berechnet. Es bleibt aber ein großes Unglück, wenn eine Zeitlang alle Macht, aller Einfluß in den Händen dieses Mannes, seiner deutschen und ausländischen Hospodaren und deren niederträchtigen Gehilfen bleibt. Allerdings wird der Unwille täglich allgemeiner und heftiger; er fühlt es, und diese Ansicht wird ihn auf Vernichtung alles dessen bestehen machen, woran sich irgend etwas anlehnen kann, was zum Widerstande sich entschließt. Daher ist es töricht, an irgendeinen erträglichen Friedenszustand zu denken.“

Wenige Tage darauf fügte er folgende Zeilen hinzu, als Napoleon den heldenmütigen Widerstand der Oesterreicher niedergebrosen hatte (Troppau, 6. September 1809):

„Man würde nun jeden Deutschen an die Pflicht erinnern müssen, die er gegen das gemeinsame Vaterland hat, ihn auffordern, sie zu erfüllen, den Kampf gegen den Feind der

Menschheit und der Deutschheit zu beginnen, und dem, der die Pflicht gegen das Vaterland unterläßt, die Strafe der Landesverräterei androhen. Die Fürsten des Rheinbundes würde man auffordern zur Rückkehr zu den Pflichten der Ehre und der Treue gegen Kaiser und Reich und ihnen das Pflichtvergessene, das Entehrende, das Landesverderbliche ihrer Verbindung und das Ungewisse und Hinfällige der Dauer ihrer Existenz darstellen.“

Überhaupt sind Steins Briefe und Aufzeichnungen von einer Klarsicht der politischen Dinge und von einer Geisteskraft, die aufrüttelnd wirken mußten. Hier seien einige Abschnitte aus einer Denkschrift wiedergegeben, die er in Brunn im März 1810 verfaßte:

„Der Zustand der Dinge, den die Französische Revolution und die durch Napoleon fortgesetzten Eroberungskriege herbeigeführt haben, ist verderblich für Nationalreichtum und für Geistes- und Charakterentwicklung . . .

Ein eiserner Druck lähmt alle auf politische oder historische Gegenstände angewandte Geistestätigkeit, es gibt keine öffentliche Meinung mehr, die sich aus den frei ausgesprochenen, sich wechselseitig bekämpfenden Urteilen der Menschen bildet, der Unwillen über Unterdrückung und zugefügte Schmach muß schweigen . . .

Sollte es Napoleon auch gelingen, sein System der Staatenzerstückelung . . . allgemein zu verwirklichen, so liegen doch in den Prinzipien der Verfassungen, die er bildet, in seinem Betragen gegen seine Nation, gegen seine Bundesgenossen und seine Feinde, in dem egoistischen, rücksichtslosen Geist seines ganzen Strebens Elemente der Auflösung seiner Stiftungen . . .

Sein ganzes Gebäude beruht auf der Allgewalt des Herrschers und dem Sklavensinn der Gehorchenden. Mit Napoleon wird das Übergewicht des militärischen Talents, der eiserne rücksichtslose Wille, der unersättliche Ehrgeiz verschwinden, seine Stelle wird die Mittelmäßigkeit einnehmen, das freie Spiel der jetzt unterdrückten Leidenschaften wird wiederaufleben, und innere Reibungen werden die Kraftäußerungen nach dem Ausland lähmen.

Das Band, das die verbündeten Staaten mit Frankreich vereinigt, wird nur durch die eiserne Hand des Unterdrückers zusammengehalten, diese Staaten werden nach Unabhängigkeit und nach einem Leben nach ihren eigentümlichen Zwecken streben, sobald als die Kraft, welche sie gefesselt hält, nachläßt oder verschwindet . . .

Die Meinung bekämpft siegreich die Gewalt, die Herrschaft Napoleons steht in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung, mit der Vernunft, mit den eigennützigsten, als mit den edelsten Gefühlen des Menschen, dem Gefühl für Recht, für Wahrheit, für Freiheit. Der Zweck seiner Regierung ist nicht das Glück der Regierten, nicht Beförderung ihres Wohlstandes, ihrer sittlichen und geistigen Entwicklung, sondern Befriedigung seiner ungebundenen Herrschsucht. Das Gefühl dieses Druckes, der Unwille gegen diesen Übermut gewinnt täglich an Ausdehnung und Stärke, und es wird diesem Gefühl gelingen, den Unterdrücker mit Erfolg zu bekämpfen und zu überwinden. Einen großen Teil seiner Überlegenheit dankt er dem Rücksichtslosen, dem Ungebundenen in seiner Handlungsweise, und selbst hierin liegt ein Grund zu dem Fall seines Gebäudes, da er alle seine Gegner zu einem ähnlichen Verfahren auffordert . . . Der, der jedes Gesetz beleidigt, verliert den Schutz des Gesetzes, er tritt in den Zustand der Acht. Der Geistesdruck kann bei dem gegenwärtigen Zustand der Kultur, der Mannigfaltigkeit der Mittel, Kenntnisse zu erlangen und zu verbreiten, nicht so gewaltsam und zerstörend wirken, als er es vermochte in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in den Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens . . . Es gelingt daher der französischen Polizei nicht, trotz ihrer Tätigkeit, ihrer argwöhnischen und reizbaren Aufmerksamkeit, zu verhindern, daß nicht häufig viele vorzügliche Männer aufstehen, die durch Reden, Schriften und Handeln Grundsätze verbreiten, die den Absichten des Alleinherrschers entgegenwirken, und die einen allgemeinen Unwillen unter allen unterjochten Nationen, bei allen denen nähren, die Gefühle für Freiheit und Selbständigkeit haben . . .“

Nie gab Stein die Hoffnung auf, das deutsche Volk werde die Ketten abwerfen, mit denen Napoleon es gefesselt hatte. Er schrieb:

„Gibt es Gründe zu einem Glauben an eine bessere Zukunft, an ein nahes Ende des Zustandes der Sklaverei, worin wir leben, so ist es um so mehr Pflicht, die Gemüter zu stählen und zu stärken, indem man kräftige und edle Grundsätze erhält . . . Auf den Deutschen wirkt Schriftstellerei mehr als auf andere Nationen, wegen ihrer Leselust und der großen Menge von Menschen, auf die die öffentlichen Anstalten einen Einfluß irgendeiner Art haben. Die Leselust der Nation ist die Folge ihrer Gemütsruhe, ihrer

Neigung zu einem inneren besonnenen Leben ihrer Staatsverfassung, die die Verwaltung der Nationalangelegenheiten wenigen öffentlichen Beamten und nicht der Nation anvertraut. Sollte daher auch das Schlechte durch die Gewalt der Waffen einen momentanen Sieg davontragen, so kann es doch durch die Idee und die Meinung wieder gestürzt werden.“

Nach Steins Flucht waren in Preußen schwerwiegende Veränderungen eingetreten: auf Veranlassung der Königin Luise und des Fürsten Wittgenstein war von Hardenberg zum Staatskanzler ernannt, „nachdem er sich vor Napoleon durch ein demütiges Schreiben gebeugt und dieser geantwortet hatte, seine Anstellung sei ihm gleichgültig“. Im Anschluß an diese Worte fällt Stein in seiner Selbstbiographie ein außerordentlich hartes, leider begründetes Urteil über Hardenberg, in dem es unter anderm heißt: „Nicht nach dem Großen und Edlen strebt er *um des Großen und Guten willen*, sondern als *Mittel zu seinem Ruhm*“ und fährt dann fort: „Glücklicherweise blieb die Leitung der Militärangelegenheiten in den Händen des Obersten Scharnhorst, eines durch Wissenschaft und Erfahrung gebildeten Soldaten, eines reinen, edlen, bescheidenen Charakters, der durchaus frei von Selbstsucht war und den Zweck der Befreiung Preußens vom französischen Joch stets fest im Auge behielt.“

Von seinen Freunden in Berlin wurde Stein regelmäßig über die dortigen Vorgänge unterrichtet. Alle Versuche, den König zu einem Bündnis mit Osterreich gegen Napoleon zu bestimmen, waren vergeblich. Bald nachdem Stein mit seiner Familie im Juni 1810 nach Prag übergesiedelt war, wo es reiche geistige Hilfsquellen für seine wissenschaftliche Arbeit und mancherlei Anregung durch Verkehr mit hochstehenden Männern und Frauen gab, erreichte ihn die Nachricht vom Tode der Königin Luise (19. Juli 1810). Die ihm nahestehende Prinzessin Wilhelm schrieb ihm damals: „Ach, wie wird man so klein und demütig vor dem Allein-Allmächtigen! Das führt zum Glauben, deucht mir, nicht zum Hellsehen in den Dingen, die der Mensch doch einmal nicht durchschauen

kann ...“ Auch vom König in seiner Trauer schreibt sie: „Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben und so geduldig. Er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Träne ihn nicht ansehen kann.“ Und Stein schreibt an diese Fürstin:

„... In dem Umgang einer so edlen Freundin wird der König einen Ersatz für das Verlorene finden, in dem täglichen Leben, in den Augenblicken des Kummers, der ihm die Erinnerung des Vergangenen und die trübe Aussicht auf eine verhängnisvolle Zukunft verursacht. Ich verehere ihn wegen seiner religiösen Sittlichkeit, seiner reinen Liebe zum Guten. Ich liebe ihn wegen seines wohlwollenden Charakters und beklage ihn, daß er in einem eisernen Zeitalter lebt, wo diese Milde, diese Rechtschaffenheit nur seinen Fall beförderten ...“ Stein kommt dann in diesem Brief auf Frankreich zu sprechen und sagt da u. a.: „Es klagt jetzt seine Philosophen an als Verderber des öffentlichen Geistes, als Zerstörer der religiösen und moralischen Grundsätze, als Veranlasser einer scheußlichen Revolution, die mit einem eisernen Despotismus geendigt hat. Und was verdankt Deutschland der Berliner theologischen Schule und ihren Koryphäen Nikolai und seinen neueren Metaphysikern? Jene haben den einfältigen, schlichten Bibelglauben hinwegexegiesiert und diese die alte deutsche Biederkeit und Treue hinwegraisoniert, den schlichten, gesunden Menschenverstand verdunkelt und Lehren vorgetragen, die die Grundsätze der Moral, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit tief erschütterten und die Herzen der Menschen austrockneten. Glücklicherweise hat sich diese Schule durch die unter ihren Anhängern entstandenen Zänkereien verächtlich gemacht, und es wird diese Torheit wie bereits so viele andere verschwinden. Auch blieben noch Männer in der Nation übrig, die ihr Vertrauen verdienten und sich dem eindringenden Strom des Verderbens widersetzen. Zu diesen rechne ich vorzüglich *Herder*, einen Mann, der einen kräftigen, gesunden Menschenverstand, einen religiösen, tugendhaften Sinn, einen zarten, reinen Geschmack besaß und damit einen großen Tiefsinn und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit verband. Sie werden aus seinen Werken Belehrung, Veredelung und Befestigung im Guten schöpfen.“

Als sich der Gemahl der Prinzessin, der jüngste Bruder Friedrich Wilhelms III., in einer Audienz bei Napoleon als Geisel für seinen König und sein Land

anbot, rühmte Stein diese Bereitwilligkeit, alles dem Vaterland und der Ehre aufzuopfern, was dem Menschen teuer und heilig. Das sei eine so schöne Erscheinung in diesem elenden egoistischen Zeitalter, daß man nur wünschen könne, sie in ihrer Reinheit und ihrem Glanze öffentlich aufzustellen, um alle fürs Gute nicht erstorbenen Menschen zur Nachahmung anzuregen und die Besseren zu trösten und zu stärken.

Stein widmete die zwei Jahre, die er bei seiner Familie verleben durfte, der Erziehung seiner Töchter. Namentlich unterrichtete er selbst die ältere siebzehnjährige Henriette in der Geschichte der Französischen Revolution, „um ihr die richtige Ansicht über ihre Stellung im Leben und einen entschiedenen Abscheu gegen diese wilden Gewalttaten zu geben“. Ende Mai 1811 hatte er nebst den Seinigen die Freude, in Teplitz einige Tage mit seiner Schwester Marianne, der Domdechantin vom Stein, zu verleben, die mit ihren Stiftsdamen bei der französischen Invasion viel Schweres und Demütigendes erlebt, aber auch hohen persönlichen Mut bewiesen hatte. Ihr gegenüber sprach er auch — wie sonst niemandem gegenüber — seine leicht zu verstehende Niedergeschlagenheit aus; schon am 10. August 1810 enthielt ein Brief an sie die Wendung, daß er des Lebens herzlich müde sei. Noch stärker drückt er sich am 9. Juli 1811 aus: „Mir ist das Leben herzlich lästig und wünsche ich, daß es sich bald endigen möge . . . es wäre, um Ruhe und Unabhängigkeit zu genießen, am besten, sich in Amerika anzusiedeln“, und am 2. Oktober 1811: „Es bleibt nur wünschenswert, allen diesen Verhältnissen entrückt zu werden und dorthin zu kommen, wo ewiger Friede den ermüdeten Wanderer erwartet. In wenigen Wochen habe ich das vierundfünfzigste Jahr erreicht. Hohes Alter hat keines meiner Geschwister erreicht; also wird es mir wahrscheinlich auch nicht werden. Es mag einem wohl recht gut zumute sein, wenn man den Hafen vor Augen hat.“

Dann wieder bricht bei ihm der Unwille über seine unfreiwillige politische Untätigkeit hervor und damit gegen die Schurken im Vaterlande, die „die Kunst der

Verleumdung“ in einem so hohen Grade gelernt haben. Als sich die Vorbereitungen zum Krieg zwischen Frankreich und Rußland immer drohender gestalteten und damit die Hoffnungen aller Gutgesinnten in Deutschland stiegen, rechneten besonders die vaterländischen Kreise in Preußen auf eine allgemeine Volksbewaffnung und auf „Beistand Rußlands, der die Zustimmung des Königs zur Folge haben würde. Man ließ mich über meine Bereitwilligkeit zur Mitwirkung vernehmen; ich erklärte mich zu allem bereit; die Sache schien mir aber noch nicht reif.“ Stein täuschte sich nicht, in seinem Prager Exil sah er die Lage völlig richtig: Napoleon war schon 1811 zum Krieg gegen Rußland entschlossen, das damals noch in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, häufte Truppenmassen in Deutschland an und zwang Friedrich Wilhelm III. durch einen Vertrag vom 5. März 1812, sich an Frankreich anzuschließen, ihm die Hälfte seines Heeres zur Verfügung zu stellen, alle Provinzen für die französischen Durchmärsche zu öffnen und erschöpfende Lieferungen an Wagen, Pferden und Schlachtvieh zu übernehmen. Damit war der Gedanke an einen verzweifelten Volkskrieg zunichte geworden. „In diesen Momenten überbrachte mir der Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal nach Prag ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Alexander, wodurch er mich zu sich berief, um an den bevorstehenden Ereignissen teilzunehmen und mich an die Sache des Rechts, der Freiheit und der Ehre anzuschließen.“ Dieser Brief, vom März 1812 datiert, erreichte Stein erst im Mai. Er lautete:

„Die Achtung, welche ich immer für Sie hegte, hat keine Änderung durch die Ereignisse erlitten, welche Sie von dem Steuer der Geschäfte entfernten. Es ist die Energie Ihres Charakters und die ausnehmenden Talente, die sie Ihnen erworben haben. Die entscheidenden Umstände des Augenblicks müssen alle wohldenkenden Wesen, Freunde der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen wieder verbinden. Es handelt sich darum, sie von der Barbarei und der Knechtschaft zu retten, die sich bereiten, um sie zu verschlingen. Napoleon will die Knechtung Europas vollenden, und um dieses zu erreichen, muß er Rußland niederwerfen.

Schon lange bereitet man sich hier für den Widerstand, und die kräftigsten Mittel sind hier seit langer Zeit versammelt. Die Freunde der Tugend und alle vom Gefühl der Unabhängigkeit und der Liebe zur Menschheit belebte Wesen werden von dem Erfolge dieses Kampfes betroffen. Sie, Herr Baron, der sich auf eine so glänzende Art unter ihnen ausgezeichnet hat, Sie können kein anderes Gefühl hegen als das, zu dem Erfolge der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen wird, um über Napoleons eindringenden Despotismus zu triumphieren. Ich lade Sie auf die inständigste Weise ein, mir Ihre Gedanken mitzuteilen, sei es schriftlich auf eine sichere Weise, sei es mündlich, indem Sie zu mir nach Wilna kommen. Der Graf von Lieven wird Ihnen zu diesem Zweck einen Eintrittspäß mitteilen. Ihre Anwesenheit in Böhmen könnte freilich von großem Nutzen sein, da Sie sich, sozusagen, im Rücken der französischen Heere befinden. Aber Oesterreichs Schwäche wird dieses so gut als gewiß unter die Fahnen Frankreichs stellen und könnte Ihre Sicherheit oder wenigstens die Ihres Briefwechsels gefährden. Ich fordere Sie daher auf, das Gewicht aller dieser Umstände reiflich zu überlegen und diejenige Wahl zu treffen, die Ihnen die geeignetste scheint für den Nutzen der großen Sache, der wir beide angehören. Ich habe nicht nötig, Ihnen zu versichern, daß Sie in Rußland mit offenen Armen empfangen werden. Die aufrichtigen Gesinnungen, die ich gegen Sie hege, sind Ihnen dafür eine sichere Gewähr.“

Steins Entschluß — für die nun folgende weltgeschichtliche Entwicklung von höchster Bedeutung — lautete: „Waren die Bedenklichkeiten gegen den Erfolg des Krieges und das Wagnis groß, einen Zustand der Ruhe und Sicherheit, den ich mit den Meinigen in Oesterreich genoß, mit einem schwankenden, in seinen Folgen unberechenbaren, im schlimmen Fall eine trübe Zukunft anbietenden zu vertauschen, so war doch die Sache, die es galt, zu heilig; ich war durch voriges Leben, meine laut ausgesprochenen und befolgten Gesinnungen, durch meine Freunde zu fest daran gekettet, um einen Augenblick zu wanken, und ich sprach in der Antwort an den Kaiser meinen Entschluß aus, nach dem russischen Hauptquartier abzugehen.“ Nach Trennung von seiner Familie und nach einer beschwerlichen Reise erreichte er Wilna krank;

aber er erholte sich schnell und wurde vom Zaren sehr gnädig empfangen. Nach seinen Wünschen gefragt, erklärte er, seine „Absicht sei keineswegs, in russische Dienste zu treten, sondern nur an den deutschen Angelegenheiten, so wie sie sich im Laufe des Kriegs entwickeln würden, auf eine meinem Vaterlande nützliche Weise teilzunehmen. Durch diese Erklärung erhielt ich die Freiheit, nach meiner Überzeugung handeln zu können und nicht als Werkzeug handeln zu müssen, und entfernte bei den Russen den Verdacht, als trachte ich nach Stellen, Einfluß, und jede Mißgunst. Dieser Stellung und der gnädigen Behandlung des Kaisers hatte ich es zu verdanken, daß ich von den Inländern freundlich und zuvorkommend während meines Aufenthaltes in Petersburg und bei dem kaiserlichen Hauptquartier behandelt wurde.“ Der Kaiser entwickelte dem deutschen Freiherrn in einer ausführlichen Unterredung die Gründe, die ihn zum Tilsiter Frieden bestimmt hätten, der im Juli 1807 Preußen zur Annahme der schmachvollen französischen Bedingungen gezwungen hatte, und sprach ihm „seinen unerschütterlichen Entschluß aus, den Krieg mit der größten Beharrlichkeit und Nachdruck zu führen, alle seine Verhängnisse und Gefahren lieber zu tragen, als einen unrühmlichen Frieden zu schließen“. Als der Krieg am 22. Juni 1812 mit dem Übergang Napoleons über den Njemen begonnen hatte, entschloß sich der Zar, „nach Moskau zu gehen und von dort aus die Nation zur Anstrengung aller Kräfte aufzufordern und zu bringen. Ich folgte ihm nach dieser unermesslich reichen Hauptstadt, wo sich bei dem zahllosen, von allen Seiten herbeiströmenden Volk ein hoher Grad von religiösem und nationalem Enthusiasmus aussprach und alle Klassen durch Anerbietungen von Opfern an Gut und Blut ihn betätigten und ihre treue, liebevolle Verehrung für den Kaiser äußerten. Der Anblick der ihn umgebenden und fast anbetenden Menge, ihre Frömmigkeit, womit sie den Kirchen zuströmten und mit glühender Andacht beteten, war herzerhebend, begeisternd.“ Dann reiste Stein nach Petersburg, wo er Anfang August ankam.

In Petersburg

„Was für ein Segen war es für den russischen Kaiser — der wohl voll edler Gedanken war, dem aber die Festigkeit fehlte — einen Mann wie Stein nun bei sich zu haben; und welcher Segen war es für Deutschland, daß Stein seine Gedanken dem Kaiser mitteilen durfte!“ (Vömel.) Er hatte bereits im Juli dem Zaren eine Denkschrift überreicht, in der er die unglückliche Lage Deutschlands darstellte und Vorschläge machte, um die deutschen zur Zeit für Napoleon kämpfenden Truppen in der sogenannten „Großen Armee“ für die gerechte Sache zu gewinnen. Wie wir schon wissen, legte Stein hohen Wert darauf, die Deutschen durch geeignete Literatur zu beeinflussen. Aus diesem Grunde empfahl er dem Kaiser, Ernst Moritz Arndt herbeizuziehen — dessen aufrüttelnde Schrift „Geist der Zeit“ Stein hoch schätzte —, um auch ferner durch Flugschriften aufklärend und anfeuernd zu wirken. So kam es zum Zusammenwirken der beiden deutschen Männer in der russischen Kaiserstadt; denn in der Tat: in jenem kerndeutschen Mann und Dichter fand Stein nun endlich den rechten Gefährten und Gehilfen, ja mehr: den treuesten Freund. Arndt hat mehrmals von dem gemeinsamen Wirken erzählt; am bekanntesten sind „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“ geworden, die er im neunzigsten Lebensjahr niederschrieb. Ende August 1812 war er in Petersburg eingetroffen und von Stein mit großer Freundlichkeit empfangen: „Gut, daß Sie da sind; wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen!“ Beim ersten Anblick fühlte sich Arndt an seinen einstigen Lehrer an der Universität Jena erinnert, den großen Philosophen Fichte, der vor wenigen Jahren seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“ in Berlin gehalten hatte, die wegen ihrer sittlich-patriotischen Gedanken größtes Aufsehen machten:

„Seine prächtige breite Stirn, seine geistreichen freundlichen Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Teil des

Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und feingeschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Teil im Zorn zuckte und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Teile wie ein schöner sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß, wer vor der unteren Macht erschrak, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redseligkeit, Mut und Frömmigkeit. Es war ein herrischer Mann, wäre ein geborener Fürst und König gewesen. Es war eine zu mächtige Eigentümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich unterschmiegen konnte; was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft getan haben und tun müssen.

Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Mut durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Teetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst im leichteren Kosen und Scherzen hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Gesellschaft; sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sei, der mit dem Siege wieder gegen Westen wolle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffs, Soltykoffs, Ouwaroffs, Kotschubey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf. Auch war er der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Mutes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam und Zar Konstantin umhersprengte und *Frieden! Frieden!* rief, als die Kaiserin-Mutter und Romanzoff *Frieden* flüster-ten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen, diesen heiteren Mut. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapferen

Dörnberg und mehreren Deutschen bei ihm zur Tafel. Nie hab' ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken und sprach: *Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei-, viermal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen: weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein!*“

Jene Schlacht von Borodino, eine der mörderischsten, die die Geschichte kennt, war am 7. September geschlagen. Zwar behauptete Marschall Ney schließlich das Feld, aber die Russen konnten in guter Ordnung den Rückzug antreten. Das schon zusammengesmolzene französische Heer zog am 12. September in die alte Zarenstadt ein. Jedoch der schreckliche Brand von Moskau (15. bis 20. September) zerstörte die erhofften Winterquartiere; die Plünderung der brennenden Stadt, die auf Befehl des Gouverneurs Rostopschin von den Einwohnern geräumt war, untergrub vollends die schon durch den endlosen Marsch gelockerte Zucht der Truppen, und der Zar verweigerte, dem Rate Steins folgend, gegen den Willen seiner eigenen Minister, aber gestählt durch die Stimmung seines tieferregten Volkes, jede Unterhandlung mit dem Feinde, nachdem die erste Bestürzung über die furchtbare Zerstörung der Hauptstadt in der kaiserlichen Familie und in den führenden Adelskreisen überwunden war. Stein gab ein leuchtendes Beispiel unerschütterlichen Widerstandes; er war von seiner religiös-sittlichen Auffassung des Kampfes gegen Napoleon so völlig durchdrungen, daß er auch den manchmal schwankenden Kaiser Alexander mitriß: dieser Krieg war gerecht, gottgewollt; alle Kräfte, gerade auch die religiös-sittlichen, müssen gegen den „Tyranen“, den „Menschenverderber“, „die entsittlichten Räuber und ihren Anführer“, den „Feind des menschlichen Geschlechts“ aufgeboten werden; wie er einmal an Hardenberg schrieb: „Der öffentliche Geist kann nur durch Einrichtungen belebt werden, welche die religiösen Gefühle erregen, anfeuern und unterhalten, und durch solche politische Einrichtungen, die alle Kräfte der Nation in Anspruch nehmen.“ Je dunkler die Wolken der Gefahr sich türmten, desto heller und blitzender war Stein. Pertz sagt dazu: „Was ein

solcher Charakter in solcher Lage gewirkt hat, läßt sich nicht berechnen. Wo die haltlosen Massen, von Schrecken ergriffen, nur Verderben und Untergang erblickten, nur in Unterwerfung und Knechtschaft ihr Heil suchten, stand Stein unerschüttert, den Blick nach oben, den festen Mut des unerschrockenen, tadellosen Mannes der Gefahr entgegenstehend, das Feuer seiner Brust auf die Schwächeren ausströmend, die Willigen belebend, die Edlen vereinend, die Zweifelnden und Ermattenden aufrichtend, die Feigen und Schlechten, die Selbstsüchtigen und Verräter mit dem Blitz seines Auges, mit dem Donner seiner Rede zu Boden schlagend.“

So mußte Napoleon nach fünfwöchigem Aufenthalt in Moskau am 18. Oktober den Befehl zum Rückzug geben — es war schon zu spät: am 11. November setzte grimmige Kälte ein, und die schwer mitgenommene „Große Armee“ zog nun hinein in die russische Schneewüste und ins Verderben, ja in die Vernichtung. Durch Frost und Hunger wurde der größte Teil aufgerieben, bevor die Beresina erreicht war, bei deren schrecklichem Übergang, da die Russen von allen Seiten nachdrängten, nur wenige jammervolle Reste entkamen. Erst als diese, meist waffenlos, in abenteuerlichen Vermummungen und halb erfroren, die preußische Grenze überschritten, erfuhr man hier, daß die Ahnung des Volkes eingetroffen sei, daß ein Gottesgericht ohnegleichen das siegesstolze Heer vernichtet habe.

„Mit Mann und Roß und Wagen
hat sie der Herr geschlagen.“

Es war ein klägliches Ende der größten Unternehmung des Feldherrn Napoleon, der gesagt hatte: „Ich denke nicht nur, sondern ich lenke auch“ und nun, nach Paris zurückgekehrt, durch das amtliche Bulletin verkünden ließ: das Heer sei vernichtet, Seine Majestät der Kaiser befinde sich wohl.

Ein kleiner Zwischenfall, den Arndt berichtet, ist für Stein charakteristisch:

Er war zu einem Familienfest am Hof geladen, die Kaiserin-Mutter, eine geborene badische Prinzessin, die noch

kurz vorher nur von Frieden wissen wollte, sprach aufgereggt von Glück und Sieg. Sie sagte: „Fürwahr, wenn von dem französischen Heer ein Mann über den Rhein ins Vaterland zurückkommt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein!“ Stein wechselte die Farbe von rot in weiß, wie er in solchen Fällen der Erregung zu tun pflegte. Plötzlich sich erhebend, brach er in die Worte aus: „Eure Majestät haben sehr unrecht, dies zu sagen, und noch vor den Russen, die den Deutschen so viel verdanken. Sie sollten nicht sagen, Sie würden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792—1796 am Rhein gelebt. Das brave deutsche Volk hatte nicht schuld. Hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige die Weichsel und den Dnjepr gekommen!“ Die Kaiserin war begreiflicherweise anfangs bestürzt über diese kräftige Rede, faßte sich jedoch bald und erwiderte würdig: „Sie haben recht, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lektion!“ Das war der Freiherr vom Stein, ein deutscher Mann ohne Furcht und Tadel!

Derselbe Mann sagte einmal, er wolle lieber das Stück trocknen Brots mit dem ärmsten deutschen Bauern essen als in der glänzendsten Herrschaft von Fremden abhängen. Arndt weiß noch viele bezeichnende Einzelheiten und Anekdoten aus dem gemeinsamen Leben in Petersburg zu berichten — die Art, Gesinnung und Weltansicht des Mannes aus dem Volke und des Ministers stimmten so weitgehend überein, daß Stein zumeist in den auf seinen Wink entstandenen Schriften nichts zu ändern fand: „Ich hatte meistens seinen Ton getroffen. Da sagte er denn wohl in seiner kurzen, schneidigen Weise: ‚Recht so! Sie sind immer kurz und geradaus; ich mag die Wortschnitzler nicht, die weit-schweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen.‘“ Auch die folgenden Aufzeichnungen Arndts lassen uns den gewaltigen Mann im rechten Licht erscheinen:

Stein meinte, auch den Fürsten müsse man erst lehren, wieder deutsch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott für sie allein die Welt geschaffen habe; nur durch alle, durch alles Volk, Große und Kleine, werde die Zerbrechung des welschen Joches möglich sein.

Ein Major Stülpnagel klagte nun oft über Steins unerträgliche Grobheit, der ihn manches Verkehrte empfinden lasse, was in verzwickten Verhältnissen und Persönlichkeiten liege, und dann seinen Ärger darüber auf ihn gleichsam ablade. Ebenso hatte Stein vor mir, wenn ich den Stülpnagel lobte, sich wohl so ausgesprochen: ‚Gehen Sie mir mit Ihrem Stülpnagel! Das ist ein blöder Zuckler und Bücklingmacher.‘ Da riet ich auf seine Klagen dem Stülpnagel einmal: ‚Nun fassen Sie sich mal einen Ochsenmut gegen den Löwen und werden Sie wieder grob!‘ Und das hatte er getan. Als ich nach solcher seiner Erkühnung den folgenden Morgen zu Stein kam, sagte er: ‚Sie hatten nicht ganz unrecht, ich hatte mir den Stülpnagel doch falsch vorgestellt; er ist doch so übel nicht, aber er sollte nur nicht so fein sein wollen und ein wenig mehr soldatisch auf die Menschen losgehen.‘ Ich hatte Stein bald abgemerkt, daß man auf ihn wirklich *ein wenig soldatisch* losgehen mußte, daß er, die zu schüchtern oder zu fein vor ihm auftraten, für Tröpfe oder gar für Schleicher und Schelme hielt.

Stein, der streng sittliche, einfache deutsche Ritter, trug doch in Rede und Gebärde das Antlitz eines christlichen Stoikers und konnte so scherzhafte, leichtfertige Naturen wie Armfelt nicht ertragen; denn Armfelt, ein sehr geistreicher Mann, war doch von unerschöpflicher Lustigkeit und Scherzhaftigkeit, welche er auch bei Verhandlung über die ernsthaftesten Dinge nicht verleugnen konnte, und sein für Gefühl und Genuß aller sinnlichen, irdischen Lebensgüter ausgeprägtes Gesicht konnte vor Stein keine Gnade finden, zumal da er dabei auch Ansprüche des vornehm geborenen Mannes hatte. Solche Ansprüche machte Stein äußerlich selten, aber innerlich verlangte er von Hochgeborenen doppelte Strenge in sittlicher Haltung, die ja leider so vielen Hohen fehlt.

Stein aber ging nur über die Schwellen der Paläste von Gleichgesinnten, und ich hörte auch zu meinem Erstaunen den gewaltigen Mann über viele Dinge, worüber man in Kaiser- und Königshäusern wohl meistens kaum zu flüstern wagt, sich mit solcher Offenheit aussprechen, als hätte man in Petersburg nimmer die Lauscherohren einer geheimen Polizei gekannt.

Ja, er war ein imperatorischer, ein königlicher Mann. Er schien mir auch oft so, daß er schwer werde dienen können und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müsse. Seiner Sturmwindsnatur, und daß es in ihm oft zu wild brausen und stürmen wolle, daß er in seinem Ungestüm zuweilen dem Jähzorn preisgegeben sei, und daß es dann

mit ihm durchgehen könne, dieses Mangels war er sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wohl über alle Gebühr an, wie es denn seine Art war, als ein wahrhaft demütiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen, sondern auch wiedergutzumachen, wo er glaubte, gute Menschen durch zu große Geschwindigkeit und Heftigkeit verletzt zu haben. Das habe ich an mir selbst und an vielen andern genug erfahren. Wie oft hat der fromme, tapfere Mann, von längst verschiedenen Jahren, besonders von seinen Jugendjahren sprechend, im Bewußtsein dieser seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit und anderer angeborenen Feuertriebe, wie solche in gewaltigen Herzen strudeln und sprudeln, gesagt: ‚Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen; wir sind, wie Dr. Luther sagt, alle arme Sünder; aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt.‘ — Und sein Geist? Wer kann das Wunder Geist, in einem jeglichen Menschen immer eine andere neue Erscheinung, beschreiben? . . .

Es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich: die Revolvers, die Umroller und Ausroller seines Geistes, hatte die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand; in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloß sein Verstand, sondern auch Witz auf Witz aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede: festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. *Geradaus!* und *Geraddurch!* war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Die Gräfin Orloff, mit der Stein in edler Freundschaft verkehrte, hatte einst ein Gespräch, ein ernstes, begonnen über den Krieg und seine Erfolge, über den Mut und Patriotismus des russischen Volkes, und dabei über viele Mängel der Verwaltung, über Unredlichkeit und Bestechlichkeit,

welche durch alle Klassen der Beamten und auch über die meisten Obersten und Generale hingehe, und wie Stolz und Unabhängigkeit des Charakters auch bei den Vornehmsten eine Seltenheit sei. Das Gespräch ward zuletzt ein sehr ernstes Kapitel, welches in eine Steinsche Strafrede über die Erziehung und die Sitten des russischen Adels auslief, wobei Stein die Gräfin auf ihr eignes Hauswesen und auf die gewöhnliche Tischordnung des Palastes hinwies mit den Worten: ‚Woher soll Sitte und Zucht in diesem Lande kommen, wo die Kinder, wie auch in Eurem Hause, in einem tatarisch-kalmückischen Gemisch und Zusammenleben aller Alter und Geschlechter aufwachsen und das Einfache, Edle und Strenge nimmer zu sehen bekommen?‘ Das war der Punkt, das waren die Dornstiche, womit der Ritter der edlen Frau das Herz durchbohrte, und wodurch sie so schrecklich bewegt ward . . .

Diese Orloffsche Tischordnung erregte also einen Sturm von Reden und eine Flut von Tränen zwischen den beiden trefflichen Menschen. Aus Stein sprach hier nicht bloß der Reichsbaron, den die Mischung der Stände und Völker, die er hier erblickte, ärgerte, nein, sein sittliches Gefühl machte sich Luft: ‚Wie wollt Ihr edle, selbständige Männer bilden bei solchem wüsten Gemisch, wo sich das von Kind auf bunt durcheinandertreibt, wo die Geschlechter verschiedenster Art bis zum Jünglingsalter so gemischt werden? Wie kann da das Gefühl von Zucht, Ordnung und Sitte je entwickelt und rein erhalten werden?‘

Steins Ungestüm, zumal wenn er von seinen gichtischen und podagrischen Dornstacheln geprickelt war, zeigte sich jetzt selten hell und liebenswürdig, er brauste wirklich zuweilen wie ein Sturm auf, der alles niederwerfen wollte und der Besänftigung bedurfte; aber in der Mißstimmung vieler gegen ihn war noch etwas anderes. Stein war nicht allein ein lebhaftester, heftigster, zornigster Mann, sondern er hatte bei großer körperlicher Unscheinbarkeit doch, was die Salonleute *l'air d'un baron* nennen. Er war von Gottes Gnaden der Unüberwindlich-Mutige, er war aber durch den Stammbaum seiner Ahnen ein reichs-unmittelbarer Ritter gewesen und hatte davon auch ein Etwas, das aber in seiner Treuherzigkeit und Geradheit und seinem christlichen und deutschen schönen Gemeingefühl mit allem Volk nimmer ganz unterging.“

Jedoch kehren wir zur politisch-historischen Lage zurück, wie sie nach der Flucht des französischen Heeres aus Moskau gegeben war. Stein fiel als treuem Berater

des Zaren die hohe Verantwortung zu, diesen für den nun beginnenden allgemeinen Freiheitskampf dauernd zu gewinnen — gegen den Willen der höfischen Umgebung, die ihn dazu bestimmen wollte, den Kampf gegen Napoleon aufzugeben. Es hatte nicht viel daran gefehlt, daß Alexander in seiner weichen, versöhnlichen Gesinnung zu Friedensverhandlungen mit dem Feinde bereit gewesen wäre, zumal dem russischen Volk durch die verlustreichen Kämpfe und den Brand von Moskau schwere Opfer an Gut und Blut auferlegt waren. Das stellte die kriegsmüde Hofpartei dem Zaren vor. Nach kritischen und entscheidungsvollen Tagen setzte sich Steins Standhaftigkeit durch: er machte dem Zaren Mut, und es gelang ihm, den wankend gewordenen Kaiser von Friedensverhandlungen abzuhalten — für ihn gab es keinen Frieden mit Napoleon ohne Sieg oder Untergang. Jetzt sah er sich vor eine neue und entscheidende Aufgabe gestellt: am 17. November 1812 übergab er dem Zaren eine Denkschrift, in der er ihn aufforderte, die Kriegshandlungen nicht an den Grenzen seines Reiches einzustellen, sondern den Gegner auch nach Deutschland hinein zu verfolgen, ihm „zur Begründung eines dauerhaften Friedens die Streitkräfte Deutschlands durch dessen Befreiung zu entreißen, den Unwillen seiner Bewohner gegen das fremde Joch zu stärken und zu benutzen, Preußen insbesondere dem Verderben zu entziehen, das der Tilsiter Friede über König und Volk verbreitet; die Vorsehung, die dem Kaiser so sichtbar beigestanden, werde seine auf edle Zwecke gerichteten Waffen segnen und ihn mit der Glorie eines Retters Europas umstrahlen. Fasse er diesen Entschluß, so müsse er sich mit den ausgezeichnetsten, tüchtigsten Männern seines Reiches umgeben, um mit ihrem Rat die Freiheit Europas zu begründen, dagegen Männer von verworrenen Begriffen und befangen von blinder Bewunderung Napoleons entfernen.“

Die Selbstbiographie berichtet weiter, wie Alexander den Ansichten Steins zustimmte und zur Fortsetzung des Krieges im Dezember ins Hauptquartier abreiste. Auf Steins Veranlassung schloß Rußland mit England

einen Vertrag, durch den für Waffen und Kriegsvorräte gesorgt wurde; eine neue Aushebung führte zu einer bedeutenden Verstärkung der russischen Streitkräfte. Ebenso suchte Stein durch geheime Verhandlungen Preußen und Österreich für den bevorstehenden Krieg zu gewinnen. Damals schrieb er auch an den hannoverschen Minister Graf Münster, dessen Land er auf die russische Seite zu ziehen bestrebt war, jenen Brief mit seinem unumwundenen Bekenntnis zu Deutschland, der mit den Worten schloß, die deutsche Nation und Europa können auf dem Wege alter zerfallener und verfallener Formen nicht erhalten werden. „Wolle Gott, daß alles sich vereinige, um über das unreine Tier herzufallen, das die Ruhe Europas stört!“ An den ihm befreundeten preußischen Oberpräsidenten Theodor von Schön richtete er am 12. Dezember 1812 aus Petersburg die Worte:

„Gott hat durch die Kraft des russischen Volkes, den Mut der Heere und durch die Weisheit und Festigkeit des Kaisers Alexander den großen Verbrecher in den Staub gelegt, sein Heer vernichtet — er sei ewig gelobt! Jetzt ist es Zeit, daß sich Deutschland erhebe, daß es Freiheit und Ehre wiedererringe, daß es beweise, wie nicht das Volk, sondern seine Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben.

Ich fordere Sie auf, mein braver Freund, die heilige Sache des Vaterlandes zu verfechten und alle Kräfte anzustrengen, um den Verbrecher und seine Mietlinge zu vernichten. Wir erwarten Gneisenau. Ich werde bald zu Ihnen kommen — mit Arndt.“

So hegte er neue Hoffnungen für sein Vaterland und für seine Familie. Die letzten Briefe aus Petersburg an seine Frau schlugen einen besonders warmen Ton an; er kaufte Weihnachtsgeschenke für die Seinen ein und lebte im Geist mit ihnen. Zärtlich erkundigte er sich nach den Fortschritten, die Henriette, die älteste Tochter, im Zeichnen mache, und da er die Zeit gekommen glaubte, in der jüngeren Therese das religiöse Gefühl zu entwickeln, so sprach er den Wunsch aus, daß man vermeiden möge, ihr den Unterricht durch zu großen Ernst unangenehm zu machen: „denn

das Wissen in der Religion ist nur eine Nebensache.“ Aber sie möge jeden Morgen im Gebet lesen und geistliche Lieder lernen, um sie öfters zu spielen und zu singen. Sie solle geistliche Bücher lesen, die auf das Herz wirken. Als solche nannte Stein „manche Schriften Lavaters“, Gellert, Fénelon, das Leben des Franz von Sales und der heiligen Theresa, also evangelische wie katholische Christen. „Sie muß sehen, wie Menschen es sich zum Geschäft des ganzen Lebens gemacht haben, ihr Inneres zu veredeln und zu bessern. Wenn sie ihr Tagebuch aufsetzt, so muß man sie an Selbstprüfung gewöhnen und an das Vergleichen ihrer Handlungen mit den Vorschriften der Religion.“ So blieb er nach wie vor von jeder konfessionellen Engherzigkeit weit entfernt. In einem Brief an seine Frau (30. August 1812) äußerte er sich gelegentlich: „Die lutherische Kirche, die ich heute besuchte, war sehr voll; man hat darin eine Liturgie belassen, welche sich mehr als die übrigen jetzt in Deutschland gebräuchlichen dem katholischen Gottesdienst nähert; ich finde sie sehr erbaulich.“

Im Dezember folgte Stein dem Zaren ins russische Hauptquartier, begleitet von dem getreuen Arndt. Erschütternd waren die Eindrücke, die sich ihnen auf der Rückzugslinie der geschlagenen Armee, besonders in Wilna, boten, wo sie am 11. Januar 1813 eintrafen, nachdem es mit erschöpften Pferden über Leichen und Schnee gegangen war. Von hier gab Stein seiner Frau eine Schilderung des Erlebten: „Man sieht nichts als Karren voller Leichname, die man, teils von Wölfen angefressen, auf den Heerstraßen sammelt und aus den Hospitälern wegführt, oder Züge von Gefangenen, mit Lumpen bedeckt, ausgemergelt durch Leiden aller Art, hohläugig, mit blaugrauer Haut, in dumpfem Schweigen den Tod erwartend ... Es ist der Wille der Vorsehung, der sich aufs offenbarste und schlagendste in dieser furchtbaren Schicksalswendung gezeigt hat; es ist die Verblendung des Verbrechens und des tollsten Hochmuts, der Napoleon fortgerissen hat in dieser Unternehmung, die nun zu seiner Schande ausgeschlagen ist und seine Vernichtung zur Folge

haben wird.“ In Wilna ruhte Stein aus. Das folgende kleine Erlebnis teilen wir mit, weil es für seinen Charakter bezeichnend ist:

Ein deutscher Offizier ließ sich bei ihm melden, der von den Russen gefangen war. Er war ein schöner, stattlicher junger Mann aus dem Herzogtum Cleve. Stein hatte seinen Vater und seinen Onkel gekannt als wackere Leute und war freundlich zu ihm. Nun kam der junge Mann mit Fragen und Bitten heraus, er habe gehört, Seine Exzellenz seien besonders deswegen nach Rußland gerufen, um sich der unglücklichen deutschen Gefangenen anzunehmen. Stein antwortete: „Ja, jedes Deutschen, gefangen oder ungefangen, nehme ich mich gern an.“ Nun fragte er nach seinen Verhältnissen und erfuhr, daß er Offizier im Regiment von Schenk gewesen sei, als Preußen fiel. Er sei dann nach Hause gegangen, aber der Untätigkeit überdrüssig sei er mit einem französischen Regiment nach Spanien gezogen. Bei diesen Worten entfärbte sich Stein. Bald fuhr er heraus: „Mein Herr, ich habe etwas Besseres in der Welt zu tun, als mich solcher deutscher Edelleute anzunehmen, die aus Langerweile nach Spanien fechten gegangen sind. Gott hat im Leben verschiedene Straßen ausgesteckt. Gehen Sie Ihren Weg, und wenn er Sie nach Sibirien führt! Ich halte den meinigen.“

In Suwalki traf Stein das russische Hauptquartier an, wo weitere Pläne gefaßt werden mußten. Er bewog den Kaiser Alexander, ihn umgehend zu persönlichen Unterhandlungen mit General York zu entsenden, der am 30. Dezember gegen den Willen seines Königs die berühmte Konvention von Tauroggen abgeschlossen hatte; auch mit den ostpreußischen Verwaltungsbehörden mußte ein Übereinkommen getroffen werden.

Der Befreier Deutschlands

Damals schrieb er an York, es wäre keine Zeit zu verlieren, den Volkskrieg auszurufen, „um die Fesseln des frechen Unterdrückers zu brechen“; aber nun wurde ihm von preußischen Adligen vorgeworfen, er sei zu Preußens Unheil aus Rußland zurückgekehrt — das von ihm geplante allgemeine Aufgebot des Volkes

sei die phantastische Idee eines egoistischen Despoten. Zu seinem Schmerz mußte Stein erfahren, daß er selbst von alten Freunden als russischer Beamter angesehen und sein unmittelbarer Einfluß auf die ostpreußischen Stände zurückgewiesen wurde. Ebenso hatte er, nachdem er am 22. Januar als russischer oberster Kommissar, vom Zaren mit Vollmachten von großer Tragweite ausgestattet, in Königsberg eingetroffen war, der Opposition des Beamtentums entgegenzutreten. Auch das einfache Volk, im Geiste gehorsamer Königstreue erzogen, wollte erst die Entscheidung Friedrich Wilhelms III. abwarten und lehnte „die Einmischung des Fremden“ ab. Steins Stellung war in der Tat höchst schwierig: der ehemalige erste Minister Preußens war durch einen auswärtigen Monarchen beauftragt, die Kräfte des Landes gegen die Franzosen aufzubringen, in dem er noch immer geächtet war. „Was bedeutete das für Stein! Er, der nur das eine ersuchte: Befreiung seines deutschen Vaterlandes von Napoleons Zwingherrschaft, wurde von seinen eigenen Freunden und Bekannten mit Zurückhaltung empfangen. Aber Stein überwand die schweren Enttäuschungen: ihm galt die Sache mehr als persönliche Rücksichten. Ohne Bitterkeit stellte er sich zurück. Das Entscheidende blieb für ihn: die ostpreußischen Stände beschlossen den Kampf gegen Napoleon. Das konnte er dem Zaren berichten.“ (Volkmar Löber.)

Allerdings war von den hochkonservativen Edel-leuten, Bürgern und Bauern diese bahnbrechende Entscheidung getroffen ohne Weisung, aber unter Voraussetzung der nachträglichen Genehmigung des Königs. Dieser ließ sowohl den General York wie Stein von nun an seine Ungnade spüren: als letzterer nach seinen eigenen Worten in Breslau an heftigem Nervenfieber erkrankt und dem Tode nahe war, besuchte ihn weder der König noch Hardenberg, hingegen erhielt er von seinen Freunden, „z. B. Prinz Wilhelm, General Blücher und Scharnhorst und anderen und von der Masse der Einwohner die rührendsten Beweise von Freude über meine Rückkehr, von Besorgnissen über die Gefahr, die mich bedrohte, von Teilnahme

an meiner Wiederherstellung. Hingegen der König blieb zurückhaltend, der Staatskanzler war mißtrauisch, besorgt für sein Ansehen, ich möchte Ansprüche auf den Rücktritt in den Dienst machen und ihn unter russischem Einfluß bewirken . . . Unterdessen ward ich wiederhergestellt; der angekündigte Besuch des Kaisers verschaffte mir wieder Beweise von Aufmerksamkeit von seiten der Hofleute; man wies mir ein anständiges Quartier an, und als gar der Kaiser mich persönlich besuchte, so verdoppelte alles seine Freundlichkeit und seine zuvorkommende Sorgfalt.“

Durch Steins nie ermüdendes Wirken kamen die Verhandlungen zwischen dem Zaren und dem König von Preußen endlich über alle Zweifel und Bedenken zum Ziel: Preußen trat auf Rußlands Seite (27. Febr. 1813). Als Stein in diesen Tagen den König sah, bekam er von ihm die peinlichsten Eindrücke. An die befreundete Frau von Brühl schrieb er: „Der König ist kalt; er hat nur halbe Wünsche; er hat weder zu sich noch zu seinem Volke Vertrauen; er glaubt, daß Rußland ihn in den Abgrund reiße und daß binnen kurzem die Franzosen wieder an der Weichsel stehen werden.“ Jedoch gelang es Stein gemeinsam mit anderen vaterlandsliebenden Männern, den zaghaften König zum Erlaß des „Aufrufs an mein Volk“ zu bestimmen, der in hinreißenden Worten das Signal für das preußische Volk zum letzten entscheidenden Kampfe gab. Nun war freie Bahn für Steins rastlose Tätigkeit: es galt, die unfähigen Männer in der Umgebung des Zaren und des preußischen Königs zu entfernen und mit neuen, geeigneten Mitarbeitern rasch zu handeln, um dem Feinde keine Zeit zu lassen; denn noch konnte sich Napoleon auf den Rheinbund der deutschen Fürsten stützen. Stein erreichte die Bildung eines Verwaltungsrates für die gewonnenen Gebiete Deutschlands (19. März) und konnte zunächst als russischer Bevollmächtigter seinen ganzen Einfluß geltend machen; aber schon mußte der weitschauende Staatsmann sich gegen verhängnisvolle Hemmungen wehren, die von den kleinstaatlichen Fürsten kamen; sie hatten ihre Macht von Napoleon und drohten die Stoßkraft des allge-

meinen Freiheitskampfes zu lähmen; aber auch beim Zaren, bei Friedrich Wilhelm und später auch bei dem Kaiser Franz lagen Schwierigkeiten, die sich gegen Steins leitende Idee: die Schaffung eines geschlossenen deutschen Staates unter Brechung der Macht der Einzelstaaten, richteten. Seine Sorgen um die künftige Gestaltung Deutschlands wurden mit der Zeit immer ernster, die schmerzlichen Enttäuschungen wuchsen — aber immer wieder warf er sich in persönlichem kraftvollem Einsatz und in seinen Denkschriften der auflösenden und verwirrenden Strömung sowie den verschiedenartigen Interessen mit Energie, Zähigkeit und Selbstverleugnung entgegen. Vorübergehend übte Stein sein Amt in Dresden aus, wo die beiden Monarchen von Rußland und Preußen weilten. Auch Goethe traf dort mit Stein zusammen, wobei auch Arndt zugegen war und daraufhin niederschrieb:

„Goethe und Stein schauten aus braunen Augen die Welt, mit dem Unterschiede, daß das Goethische Aug' breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr blitzte. In der Regel sprach dieses Aug' Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrosses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitere Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen, empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwindes, der reinfegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbareren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.“

Ebenso stammt von Arndt eine Schilderung anschaulichster Art über Steins damaliges Wirken:

„Wenn es langsam ging mit dem Vormarsch der Heere, mit der Bewaffnung und jener blitzschnellen Wirksamkeit, welche man von den vereinigten Preußen und Russen erwartet hatte, wenn Stein selbst oft ärgerlich war über Versäumungen und Hemmungen, die weder von den Monarchen noch von ihm verschuldet waren, so pflegte er die Fragenden und Suchenden oft kurz und ungeduldig mit den Worten abzuweisen: ‚Meine Herren, was wollen Sie von mir? Ich bin kein Herrgott, ja ich bin nicht einmal Kaiser von Rußland, noch König von Preußen!‘ Doch mußte ich bei seiner Heftigkeit oft bewundern, wie er selbst gegen überlaufende und quälende Narren, wenn sie es nur gut und treu meinten, geduldig und zuweilen sogar langmütig sein konnte. Wie er nun vollends mit brieflichen Anfragen, Bitten, Vorschlägen und Entwürfen der vielen Vaterlandsretter bedrängt worden ist, kann jeder sich vorstellen, der jene aufgeregte Zeit bedenkt. Was kurz gefaßt war, las er gewöhnlich, merkte sich, wenn etwas zu merken war, und zerriß oder verbrannte dann sogleich das Papier; denn mit geschriebenen Aktenballen schleppte er sich nicht gern. Was lang und mit langen Einleitungen und Herleitungen versehen war, dem traute er nicht, und seine praktische Kürze hielt es — was es meistens auch war — für unbrauchbares theoretisches Gewäsch. Das gab er mir dann zuweilen zur Beantwortung, gewöhnlich aber nur zur Durchlesung.“

Als ein frommer Christ, der mit dem Bekenntnis seines Glaubens nicht zurückhielt, geriet er damals in den Verdacht, er wolle katholisch werden, vermutlich weil er den tiefen Abgrund empfand, der ihn von den andern Männern im Hauptquartier trennte, und weil er gelegentlich harte Urteile über Luther fällte, den er andererseits wieder zu den starken und tiefen deutschen Denkern rechnete. Einmal äußerte er sich zu Arndt: „Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen; wir sind, wie Doktor Luther sagt, alle arme Sünder.“ Dagegen steht mit Sicherheit fest, daß Stein von Reichenbach aus öfter zum Gottesdienst nach dem Zinzendorfschen Gnadenfrei fuhr, für die Herrnhuter Brüdergemeine lebhaftes Interesse zeigte und offenbar günstige Eindrücke über diese zu berich-

ten wußte; wir wissen ja, daß auch seine Mutter lebhaft zu dieser Richtung neigte. So mag auch die persönliche Frömmigkeit und das tätige Christentum jener Gemeinden in der aufgeregten Zeit für Stein von einer besonderen Anziehungskraft gewesen sein, zumal es ganz seiner Einstellung entsprach, daß die Herrnhuter den Laiendienst stärker heranzogen und die Selbstverwaltung ihrer Gemeinden durchgeführt hatten.

Damals schrieb er an seine Frau: „Vertrauen wir der Vorsehung und der Tapferkeit der Heere! Wir ziehen vor, zu sterben in Erfüllung unserer Pflichten gegen Gott und das Vaterland, als zu leben bedeckt mit Kot.“ Gegen alle Intrigen, eigennützige Strebungen und Sonderwünsche setzte Stein ein Bündnis mit England durch und gewann endgültig auch Osterreich als Mitkämpfer, wofür er vom Kaiser Alexander mit dem St. Andreaskreuz, dem höchsten russischen Orden, ausgezeichnet wurde. Er eilte nach Prag, wo er nach jahrelanger Trennung wieder mit den Seinigen zusammentraf; dort nahm er von dem sterbenden Scharnhorst Abschied. Nach Prag wurde das große Hauptquartier der drei verbündeten Mächte verlegt und die Fortsetzung des gemeinsamen Krieges nach Ablauf eines kurzen Waffenstillstands beschlossen, „um den Leiden Europas ein Ziel zu setzen“. Damals schrieb Stein an die Prinzessin Luise Radziwill: „Das wichtige Ereignis, das uns heute angekündigt ist, verheißt uns eine glänzende Aussicht. Napoleons Wut führt sein Verderben herbei. Er ist verblendet durch Stolz und Menschenverachtung. Sein Fall wird eine wohlthätige und weise Vorsehung rechtfertigen, deren Finger wir in allen Ereignissen erkennen müssen; denn sicher sind es nicht die Menschen und deren Weisheit, welche sie herbeigeführt haben.“

Die gewaltige Völkerschlacht bei Leipzig (17. bis 19. Oktober 1813) entschied das Schicksal Napoleons; der Rest der Rheinbundtruppen ging zu den Verbündeten über. Als Stein in der Stadt eintraf, umarmte ihn der Zar mit innigster Freude. Hier begegnete er auch dem Freund Gneisenau wieder, und nun faßten beide den Entschluß, der Krieg dürfe nur mit der Ent-

thronung Napoleons enden. In einem Brief an seine Frau aus Leipzig vom 21. Oktober 1813 heißt es:

„Endlich, meine liebe Freundin, wagt man, sich dem Gefühl des Glücks hinzugeben. Napoleon ist geschlagen, in unordentlicher Flucht; man treibt ihn auf das linke Rheinufer, und das österreichisch-bayrische Heer wird ihn noch vor seinem Übergang angreifen — das ist der Erfolg der blutigen und ruhmvollen Kämpfe des vierzehnten, sechzehnten, achtzehnten und neunzehnten Oktober —, da liegt also das mit Blut und Tränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden. Von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist. Diese großen Erfolge verdanken wir der Beharrlichkeit und dem edlen Mute, den der Kaiser Alexander in der großen Entscheidung des vorigen Jahres entwickelt hat, der heldenmütigen Hingebung seines Volkes, dem Geist der Gerechtigkeit und Mäßigung, den er entfaltete in allen Verhandlungen mit den Mächtigen, welche er einlud, ihre Anstrengungen mit den seinigen zu verbinden, der Aufopferung und Kraftfülle, welche Preußen gezeigt hat, seitdem es in den Kampf eintrat, dem Geiste des Unwillens und Hasses gegen den Unterdrücker, der sich von allen Seiten betätigte. Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht, das sie über das Ungeheuer ergehen ließ; seine Verstockung hat ihn zu politischen und militärischen Tollheiten verleitet, die seinen Fall beschleunigt und ihn zum Gespött des Volkes herabwürdigten. Wir verdanken diese großen Resultate nicht dem Einfluß feiger Staatsmänner, elender Fürsten; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, tatenvolle, lorbeer- und tränenreiche Feldzüge, durch viele blutige Schlachten; und bei Lützen, Bautzen, Teltow, Dresden, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Bledin, Leipzig wurde der Samen gestreut zu der schönen Ernte, die uns erwartet, und deren Ertrag wir mit Frömmigkeit, Dankbarkeit gegen die Vorsehung und Mäßigung jetzt genießen dürfen. Die verbündeten Mächte haben mir die Gesamtverwaltung der besetzten Länder gegeben . . . ich reise ab, sobald die Heere Frankfurt erreicht haben, in vierzehn Tagen.“

Die Betrauung mit dieser höchst ehrenvollen, verantwortungsreichen Aufgabe einer Zentralverwaltung

der eroberten und noch zu erobernden Gebiete, mit der Benutzung der verschiedenen Hilfsquellen für den gemeinsamen Krieg war für dessen Fortführung von allergrößter Bedeutung: es war der beste Ausdruck für die allgemeine Achtung, die man Stein entgegenbrachte, aber auch ein Amt von ungeheurer Ausdehnung, das er mit seiner gewaltigen organisatorischen Tatkraft und edlen Menschlichkeit führte. Zunächst unterstanden ihm auch die Leipziger Lazarette, die mit vier- und dreißigtausend Kranken und Verwundeten aus allen europäischen Nationen überbelegt waren, von denen Tausende solchen Mangel litten, daß sie an Hunger und Entbehrung starben. Sein Bericht vom 26. Oktober schildert den Zustand der Lazarette mit herzerreißenden Zügen. Die Nachkommen sollten erfahren, mit welchen Leiden ihre Freiheit erkaufte sei, damit sie eine abermalige Notwendigkeit so furchtbarer Opfer verhüten lernten.

Am 10. November folgte er den verbündeten Monarchen nach Frankfurt, wo die Verhandlungen über die Auflösung des Rheinbunds und Teilnahme der westdeutschen Fürsten am Befreiungskampf in vollem Gange waren. Leider hatte sich dort der Einfluß des österreichischen Kanzlers Metternich geltend gemacht, der die Rheinbundländer bis zum Frieden durch die Verbündeten verwalten lassen und ihre Fürsten entfernen wollte. Auch in Frankfurt mußte Stein die schwere Enttäuschung hinnehmen, daß seine Absichten nicht durchdrangen, da sowohl Preußen wie Österreich kriegsmüde waren. Dennoch stellte er sein Amt nicht zur Verfügung, sondern erreichte mit Unterstützung des Zaren, der gleich ihm einen dauernden Frieden ohne Napoleons Sturz für unmöglich hielt, daß der Krieg über den befreiten Rhein hinaus fortgesetzt wurde, so daß Stein am 24. Januar 1814 an Gneisenau die prophetischen Worte richten konnte: „Das Reich des Tyrannen wird untergehen, und die Sache des Rechts und der Freiheit wird siegen.“ Zur gleichen Zeit schrieb er an seine Frau: „Wir müssen uns demütigen und niederwerfen vor der Vorsehung, die so die Ereignisse geleitet hat.“

Das Ansehen Steins in dieser Wendezeit der deutschen und europäischen Geschichte, das Vertrauen, das er als der treibende Geist des Bundes, als Deutschlands Miterretter, seinem Volke einflößte, spiegelt sich in der folgenden Tatsache: Offiziere der verbündeten Heere suchten den Professor der Geschichte und des Staatsrechts, Nikolaus Vogt, auf, um ihm die Frage zu stellen, ob Stein nach den Reichsgesetzen zum deutschen Kaiser gewählt werden könne. Diese Frage bejahte Vogt — der übrigens Metternichs ehemaliger Lehrer war — unbedenklich. Wenn auch in der Folgezeit nicht mehr ernstlich davon die Rede war, so ist das immerhin bezeichnend für die außerordentliche Verehrung und Hochachtung, die Stein genoß.

Als dann die Verbündeten in Paris eingezogen waren, sagte ein Brief an seine Frau: „Nur wenn ich das Gefühl, das sich über mein ganzes Dasein verbreitet, mit dem des Druckes und des Leidens vergleiche, das neun Jahre mich ergriffen hatte — nur diese Vergleichung setzt mich instand, den ganzen Umfang meines jetzigen Glückes, die Größe meines vorigen Leidens zu würdigen.“ Trotz der Warnungen seiner Freunde folgte er dem Rufe Alexanders: nur von zwei Kosaken begleitet, gelangte er durch das im Aufstand begriffene Frankreich nach Paris, wo er von dem vergeblichen Versuch Napoleons, durch Gift zu enden, und von dessen Abdankung erfuhr. „Der Tyrann hat geendigt wie ein Feigling. Solange es nur darauf ankam, das Blut der anderen zu vergießen, war er damit verschwenderisch; aber er wagt nicht zu sterben, um wenigstens mutig zu enden.“ Aber „Stein vergaß nicht, daß es des lebendigen Gottes Barmherzigkeit war, die ihn diesen Tag erleben ließ“.

Andererseits mußte er auch hier wieder mit Enttäuschung sehen, daß der Zar, unterstützt von den egoistisch gesinnten Staatsmännern Oesterreichs, Englands und Frankreichs, für seine weitschauende deutsche Politik nicht zu gewinnen war, und da er seine ihm von Gott aufgetragene Mission als erfüllt ansah, kehrte er im Juni 1814 nach Nassau zurück, wo die Glocken läuteten und die Häuser illuminiert waren.

Steins Landsleute jubelten ihm als dem größten Sohn des heimatlich rheinfränkischen Stammes zu. So zog er durch die Reihen des Landsturms, der, ein Symbol der nationalen Erhebung, sich zu seinen Ehren aufgestellt hatte, in die Stadt ein. Es war ein Festzug sondergleichen, und es wurde beschlossen, jedes Jahr diesen 10. Juni durch ein Scheibenschießen und einen Aufzug der Schützengesellschaft zu feiern.

Einige Worte Steins zeigen, wie er nach dem Rücktritt von den großen Staatsgeschäften die Lage ansah — er war der erste Politiker, der eine Vertretung des deutschen Volkes als des Hauptträgers der gebrachten Opfer neben den Beauftragten der Regierungen forderte, wie es eine Denkschrift vom August 1813 beweist, die den Zaren und den Staatskanzler von Hardenberg dazu bewegen will, „die Krise des Moments zu benutzen und das Wohl Deutschlands auf eine dauerhafte Art zu befestigen“.

„Gerecht und bescheiden ist der Wunsch jedes Deutschen, das Resultat eines zwanzigjährigen blutigen Kampfes sei für sein Vaterland ein beharrlicher Zustand der Dinge, der dem einzelnen Sicherheit des Eigentums, der Freiheit und des Lebens, der Nation Kraft zum Widerstande gegen Frankreich als ihren ewigen, unermüdlichen, zerstörenden Feind verschafft... Der Moment ist verhängnisvoll: Zeitgenossen und Nachwelt werden strenge diejenigen beurteilen, die, zu der Lösung der Aufgabe berufen durch ihre Stellung im Leben, ihr nicht alle Kraft und nicht allen Ernst widmen.“

„Die Furcht ist ein schlechter Ratgeber; es gibt keine Abgeschmacktheit, die sie nicht geneigt ist zuzulassen. Ich kann die Ruhe Europas nur dann als gesichert ansehen, wenn in Deutschland ein Zustand der Dinge hergestellt ist, der es in den Stand setzt, dem Ausland zu widerstehen, und der seinen Bewohnern Sicherheit und Eigentum gegenüber den Regierungen verbürgt.“

Über die geplante Umgestaltung Deutschlands nach Niederwerfung Napoleons äußerte sich Stein: „Es ist von der größten irdischen Angelegenheit die Rede, fünfzehn Millionen gebildeter, sittlicher, durch ihre Anlagen und den Grad der erreichten Entwicklung achtbarer Menschen, die durch Grenze, Sprache, Sitten und einen inneren unzerstörbaren Charakter der Natio-

nalität . . . verschwistert sind.“ Wie bescheiden er von sich selbst dachte, geht aus einem Briefwort an Prinzessin Wilhelm hervor: „Die großen Ereignisse, von denen wir Zeuge sind, können nicht einem einzelnen zugeschrieben werden, sie sind das Resultat des Zusammentreffens von Menschen, von äußeren Umständen, von Maßregeln, die anscheinend unpassend waren, vom kräftigen frommen Sinn eines kindlichen Volkes.“

Während der kurzen Ruhezeit in Nassau hatte Stein die Genugtuung, daß die dortigen Herzöge die beschlagnahmten Güter Steins und deren Ertrag zurückerstatteten und ihn für die inzwischen erlittenen übrigen Verluste entschädigten; sie hatten inzwischen auch sehr fortschrittliche Maßnahmen in ihrem kleinen Staate getroffen und suchten den Groll Steins in jeder Weise zu besänftigen, gaben dem Lande eine Verfassung ganz nach Steins Wünschen und erkannten die neue deutsche Zentralgewalt an. — Dauernd beschäftigte Stein die allgemeine Politik, namentlich die Zukunft Deutschlands; über dessen Verfassung beriet er sich schon in Frankfurt mit Hardenberg. Inzwischen war der berühmte Wiener Kongreß zusammengetreten, an dem außer Kaiser Franz der Zar Alexander, Friedrich Wilhelm von Preußen und viele deutsche Fürsten und europäische Diplomaten teilnahmen. Stein hielt sich zunächst fern, obwohl sich die Gedanken der besten Deutschen auch jetzt auf ihn richteten. So schrieb z. B. der General Tiedemann: „Übrigens steht meine Hoffnung und meine Zuversicht auf dem Minister vom Stein, dem Gott bei so großen Gaben selbst diesen Namen nicht umsonst gab.“ Ein anderer General, von Kleist, beklagte sich bei Stein über das Hervordrängen von eigennützigem Egoismus in den führenden Schichten: „Niemals wird Deutschland sich Ruhe und Sicherheit versprechen können, wenn diese Greuel fort dauern. Meine Hoffnung eines Besserwerdens gründet sich auf Euer Excellenz energischen Charakter, der diese Privatinteressen unschädlich zu machen suchen wird. Und wenn ich gleich wenig Zutrauen zu dem Wiener Kongreß habe, so bin ich dennoch überzeugt, Euer Excellenz werden alles anwenden, um zum wenigsten das Übel

zu mindern, wenn es nicht in Ihrer Kraft stehen sollte, es ganz zu heben.“ Der große Gelehrte und Staatsmann Wilhelm von Humboldt schrieb ihm aus Wien: „Ihr Anstoß, Ihr Feuer fehlen uns oft. Man arbeitet, man wirkt nicht bloß, wenn man ein eigentliches Geschäft macht. Man wirkt vielmehr durch Rede, Diskutieren, Raten, Tadeln usw., und das können Sie in so unendlich höherem Grade als irgendeiner.“

Da wurde Stein vom Zaren Alexander am 15. September 1814 eingeladen, als sein persönlicher Ratgeber nach Wien zu kommen; vorher rügte er freimütig den Großherzog von Baden wegen der Willkür und Nachlässigkeit seiner Regierungsweise, und dieser entschuldigte sich förmlich; ebenso offen tadelte er den Kronprinzen von Württemberg. Es ist bezeichnend für den charaktvollen Mann, daß er auch an seinen nächsten Freunden freimütig tadelte, was ihm unrecht erschien. So schrieb er dem hochgebildeten befreundeten Prälaten von Spiegel, der auf Befehl Napoleons das Amt eines Bischofs von Münster übernommen hatte, er könne dies nicht entschuldigen und könne ihm nicht verhehlen, daß „Ihre Annahme der bischöflichen Würde aus den unbefugten und blutigen Händen des Verfolgers des Papstes und Ihr Hirtenbrief (zur Feier der Schlacht von Dresden) Ihnen bei Ihren Glaubensgenossen und bei allen redlichen Deutschen einen unberechenbaren Schaden getan hat“ (19. August 1814). In Wien angekommen, übergab er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift, worin er u. a. sagt, Frankreichs Dazwischenkunft in den inneren Angelegenheiten Deutschlands müsse auf die wirksamste Weise verhindert werden. Seine Vorschläge wurden erst von Alexander, dann von den übrigen Mächten angenommen. Aber als so die Geschäfte bereits in den richtigen Gang gebracht waren, erschien die französische Gesandtschaft und an ihrer Spitze Talleyrand. Mit dem letzteren kam der *Herzog von Dalberg*. Als der ehemalige Reichsfürst sich zum Besuch anmeldete, ließ ihm der Reichsritter Stein sagen: Komme der Herzog als Gesandter Frankreichs, so werde er ihn annehmen; als Herr von Dalberg, so werde er ihn die Treppe hin-

unterwerfen lassen. Stein schrieb um diese Zeit an seine Frau: „Wolle Gott, daß unsere Geschäfte bald und gut endigen! Aber ich gestehe Dir, daß ich über den Ausgang sehr unruhig bin. Alle die kleinen Leidenschaften des Menschen scheinen losgekettet, um unsere Hoffnungen zu zerstören . . . Man muß hoffen, daß Gott uns den Ausgang finden lasse aus diesem Abgrund, in den uns der Leichtsinn der einen und der schiefe Verstand der anderen zu stürzen droht.“

Der eigentliche Gegenspieler Steins in Wien war der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich, der, von Bewunderung für die französische Kultur erfüllt, keinen Sinn für ein starkes, einheitliches und freies Deutschland hatte, vielmehr die europäische Wirklichkeit mit ihren kleinen Dynastien anerkannte. Stein aber sah die deutsche Not darin, daß es unmöglich sei, nach Niederwerfung Napoleons die Früchte des Sieges zu ernten ohne bestimmten Plan, ohne klare Vorstellung von einer künftigen deutschen Verfassung; um sie zu erreichen, wandte sich Stein an die öffentliche Meinung, die damals am gewichtigsten durch den „Rheinischen Merkur“, die von Görres herausgegebene Zeitschrift, vertreten wurde; mit klugem Schachzug benutzte er auch die kleinen Staaten. Bald aber sah er sich im Kreise der Diplomaten tragisch vereinsamt; der ganze Luxus und das leichtfertige Treiben der Kongreßteilnehmer widerten ihn an. Schon gab er die Hoffnung auf das Zustandekommen eines erträglichen Zustandes auf und wünschte, sich baldigst zurückzuziehen: da traf wie ein Donnerschlag die Nachricht ein, Napoleon habe die Insel Elba verlassen (1. März 1815).

Nun erwachte der alte Kampfgeist mit aller Stärke in ihm: mit dringenden Worten empfahl er sofort am 3. März, die Acht über den Friedensbrecher zu verhängen. In der Tat erklärten die Mächte einstimmig, daß Napoleon durch seinen Einfall in Frankreich den Frieden gebrochen, dadurch den Schutz der Gesetze verwirkt und bewiesen habe, daß es mit ihm weder Frieden noch Waffenstillstand gebe (13. März). Damit waren die hadernden Staaten plötzlich zu einer euro-

päischen Einheit zusammengeschweißt und zu gemeinsamen Maßregeln verbunden. Nur ein kurzer, aber gewichtiger Eintrag in sein Tagebuch offenbart uns Steins Empfinden: „Ein sonderbarer Wechsel der Dinge: er, der mich am 15. Dezember 1808 ächtete, wird gegenwärtig in einen ähnlichen und weit schlimmeren Rechtszustand durch einen Beschluß der großen europäischen Mächte gesetzt.“ Bei den neu auftauchenden Schwierigkeiten forderte Stein „Mut, Vertrauen in Gott, Ausdauer“. Es traten jetzt die militärischen Ereignisse in den Vordergrund, während in Wien die Verhandlungen über „die deutsche Frage“ immer schleppender und mit äußerster Flüchtigkeit betrieben wurden, so daß Stein bitter enttäuscht am 28. Mai den Kongreß verließ. Der zweite Feldzug gegen Frankreich verlief schnell und günstig: die Schlacht von Waterloo entschied endgültig über Napoleons Schicksal (18. Juni 1815). Eigentlich hatte sich nun Stein ganz von der Bühne des politischen Lebens zurückziehen wollen, aber nachdem Paris zum zweitenmal von den Verbündeten eingenommen war, wurde er wiederum im August von Kaiser Alexander und von Hardenberg in einem kritischen Moment gebeten, dorthin zu kommen: es waren heftige Meinungsverschiedenheiten unter den Siegern entbrannt über die Behandlung Frankreichs, die Grenzziehungen und die Kriegsentschädigungsfrage. Stein antwortete umgehend: „Ich komme, um Deutschland die innere Ruhe zu verschaffen, die es braucht, damit die Wunden heilen können, die ein habsüchtiges und ehrgeiziges Volk ihm geschlagen hat.“ Zwar wurde Stein vom Zaren aufs herzlichste empfangen, aber dieser ging nicht auf sein Verlangen nach sicheren Grenzen für Deutschland über die Bestimmungen des ersten Pariser Friedens hinaus; zu stark war er unter den Einfluß der christlichen Schwärmerin Frau von Krüdener und des überaus gewandten französischen Ministers Talleyrand geraten. Alle Versuche, den Kaiser durch Gutachten und persönliche Unterredungen umzustimmen, scheiterten. An den Freund Hans von Gagern schrieb Stein, nachdem er in Frankfurt die letzten Angelegenheiten der Zentralverwaltung erle-

digte hatte: „Rußland und England wollen, daß wir verwundbar bleiben.“ Dennoch wurde mit Recht gesagt, daß der zweite Pariser Friede (20. November 1815) deutliche Spuren von Steins Eingreifen zeige; er selbst war, als keine Hoffnung mehr bestand, Gerechtigkeit und Sicherheit für Deutschland zu erlangen, auf sein Schloß in Nassau zurückgekehrt. War auch durch Napoleons Verbannung auf die Insel Helena ein großes Ziel erreicht: die Befreiung Europas von seiner Tyrannei, so blieb dennoch Steins zweites Ziel: die friedliche, starke und freiheitliche Entwicklung eines geeinten Deutschlands, damals unerreichbar.

Leben und Wirken in Nassau und Kappenberg

In Frankfurt war Stein vom Fürsten Metternich eine höchst ehrenvolle Stellung als Präsident des neugeschaffenen „Deutschen Bundes“ und vom Fürsten Hardenberg die eines preußischen Gesandten daselbst angeboten: „Ich lehnte beide ab, die erste, weil der Übergang aus dem Dienst eines Staates in den eines andern (Österreich) . . . mir unzart erschien; ich konnte meine seit vierzig Jahren mir angeeigneten Gefühle und politischen Meinungen nicht plötzlich umwandeln, und so würde mich der Vorwurf von Veränderlichkeit und Undankbarkeit von seiten der alten, von Lauigkeit und Hinneigen zum Gewohnten von seiten der neuen Freunde getroffen haben. Die Preußische Gesandtschaftsstelle lehnte ich ab wegen meiner Abneigung, mich in das Verhältnis der Abhängigkeit zu setzen von einem Mann, den ich so wenig achtete wie den Staatskanzler . . . Ich trat also in den neuen Abschnitt des Lebens mit der Lösung zweier Aufgaben: der der Geschäftslosigkeit und der des Alters.“ Zunächst also blieb Stein als Privatmann auf seinem Schloß in Nassau, wo er ein gastfreies Haus hielt. Arndt, der sich in den schwierigsten Lebenslagen als treuer Freund bewährt hatte, weilte im Sommer 1815 längere Zeit dort.

Mit seiner bekannten frischen Darstellungsgabe schildert er den Freiherrn inmitten seiner Gäste und Gutsleute: Als einmal ein russischer General und ein Kosakenführer bei ihm weilten, wurden sie von Steins alter Schwester Marianne, der Priorin vom Stift Homburg, auf die Stammburg geführt. „Da hatte es ein eigenes Spiel. Ein alter Maurermeister im Städtchen Nassau, der vor längst verschollenen Jahren mit dem Freiherrn Kinderspiele gespielt und sich immer als ein Ergebener zum Freiherrlichen Hause gehalten hatte, war auf den Einfall gekommen, an den Gängen, welche auf der Höhe und an den Wiesen hin durch den Park des Steinschen Berges laufen, wirklich und bildlich durch die künstlichsten und wunderlichsten Zusammensetzungen von Steinen, Moosen, Blumen und Büschen die Taten und Leiden der russischen Feldzüge, den Brand von Moskau, den Rückzug der Franzosen, die Leipziger Schlacht usw. abzubilden. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und ein wohlverdienter Kranz hie und da abgebildet. Der alte Herr hatte schon von dieser Transfiguration gehört und finster dazu gesehen. Nun, als er es wirklich erblickte, geriet er in Zorn und wollte alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne kunstreiche und mühsame Arbeit, worauf der fromme und dankbare alte Meister vielleicht die Feierstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Priorin war außer sich, wagte aber nicht, sich gegen zu legen, seufzte nur: Ach! Der arme Mann! Sie kriegte mich nun auf, bald kamen noch andere Gäste, welche vorstellen und bitten helfen mußten; und wir brachten es dahin, daß der alte Herr freilich verdrießlich wegging mit den Worten: ‚Die Leute könnten glauben, ich wäre ein kindischer Narr geworden und bildete mir ein, die Welt erobert zu haben‘, aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter die Kunstwerke des alten Mannes zerstören durften.“

Im Juli 1815 war Goethe auf seiner Lahnreise nach Nassau gekommen. Als Stein dies erfuhr, ging er persönlich in dessen Gasthaus und holte den Sichsträubenden auf sein Schloß, anderntags fuhr er zusammen mit ihm nach Koblenz, dann im Kahn über Bonn nach Köln, wo sie den Dom besichtigten und andere Denkmäler und Sehenswürdigkeiten. „Die beiden würdigsten alten Herren gingen mit der aufmerksamsten und vorsichtigsten Zärtlichkeit nebeneinander her, ohne gegeneinander zu stoßen . . . Stein war ungewöhnlich sanft und mild, hielt den kühnen und geschwinden

Atem seiner Natur an und zügelte den Löwen, daß er nimmer herausguckte.“ Damals raunte er seinen dabeistehenden Freunden zu: „Nur nichts Politisches, das mag er nicht; wir können ihn ja freilich nicht loben; aber er ist doch zu groß.“ — Auch Goethes Äußerungen atmen die größte Hochachtung vor „dem außerordentlichen Manne“, der ihn begleitete. Er dankte ihm „für die genußvollen und lehrreichen Tage“, deren er ihn „mit so viel Güte teilhaftig gemacht“. „Ich finde mir eine neue Ansicht des Lebens und der Erkenntnis eröffnet, indem ich durch Dero Vertrauen hellere Blicke in die uns zunächst umgebende moralische und politische Welt richten sowie eine freiere Übersicht über Fluß und Landgegenden gewinnen konnte.“

Auch Goethes Gönner, Freund und Landesherr, der Großherzog Karl August von Weimar, überraschte Stein in Nassau im Laufe dieses Sommers, und beide kreuzten in geschwinder Rede die Klängen, wobei der Freiherr dem Fürsten das Wort so wenig schuldig blieb, daß die Anwesenden oft erstaunten, ja erblaßten. Arndt schildert die Begegnung folgendermaßen:

„Zwei geistreiche Männer waren da zusammen, aber Stein war mehr. Seine sittliche Kraft bewährte sich herrlich einem Manne gegenüber, der mit den heiligsten Dingen gern spielte. Der Ritter ohne Furcht und Tadel, der gewaltigeren Herrschern gegenüber seinen sittlichen Zornesmut bewährte, beugte sich nicht vor der leichten Geistreicheit der Fürsten. Er war auch jetzt der feste Stein. Graf Solms sagte nach einer Gesellschaft, in welcher der Fürst und der Freiherr zusammen waren, zu Arndt: ‚Nein, wie der mit Fürsten umgeht! Mir ist noch ganz heiß davon; ich zitterte immer, es würde Szenen geben.‘ Der Herzog erzählte eine Menge anstößiger Geschichten, alles in seiner leichtfertigen und lockeren Weise, so daß Stein der Kamm schwoll. Der Herzog schloß mit der Nutzenanwendung, daß eigentlich jeder Mann Ähnliches durchgemacht habe. Dann wandte er sich an Stein und sagte: ‚Und Sie werden auch nicht wie ein Josef gelebt haben!‘ Stein erwiderte: ‚Wenn das wäre, so ginge es niemand etwas an. Aber ich habe in meiner Jugend sittlich gelebt und immer einen Abscheu gegen schmutzige Gespräche gehabt. Und ich halte es nicht

für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren führe.' Der Herzog verstummte. Es folgte eine Totenstille. Nach zwei Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte, als sei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort. Den Anwesenden war es heiß und kalt geworden. Der Oberst von Ende gestand beim Nachhausegehen seinem Begleiter, er wolle lieber das Feuer einer Batterie als solche Reden aushalten."

Auch ein anderer von Arndt berichteter Vorfall zeigte ihn in seinem ganzen sittlichen Zornmut. Ein Graf Goloffkin, ein alter Bekannter von 1812 her, besuchte ihn in Nassau. Stein setzte ihn sogleich zur Rede und fragte, ob es wahr sei, daß er ein gewisses Todesurteil mit unterschrieben habe. Goloffkin leugnete es nicht, wollte aber scherzend darüber hinweggehen, da setzte ihm Stein scharf zu und fragte, ob denn der Mann schuldig gewesen sei. Goloffkin meinte: „Eigentlich nicht“; darauf fragte Stein: „Wie war es denn mit den Akten?“ Da kam heraus, daß er dieselben gar nicht geprüft hatte; nur weil seine Kollegen für den Tod gestimmt hätten, habe er es auch getan. „Genug“, rief Stein, „und Sie verurteilten ihn doch zum Tode?“ Goloffkin versetzte verlegen: „Wir nehmen es damit nicht so genau; wir wußten ja alle, daß der Mann im Auslande und sicher sei.“ Als Stein das hörte, machte er ein finsternes Gesicht, stand auf und sagte mit verachtender Kälte: „Pfui, Herr Graf; pfui, Herr Graf!“ Dann ging er, ohne weiter mit ihm zu reden, im Zimmer auf und ab, als wäre er allein. Und der Graf verschwand ohne Abschied aus der Tür. Ein junger Frankfurter, der harmlos dem ganzen Vorfall beigewohnt hatte, bekannte, es sei der peinlichste Auftritt gewesen, den er je erlebt, und er habe dabei für Stein eine wahrhaft heilige Ehrfurcht gefühlt.

Im Sommer 1816 erwarb Stein durch Tausch anstelle seines ostpreußischen Gutes Birnbaum und unter Verzicht auf sein Ruhegehalt von fünftausend Talern die Herrschaft Kappenberg in Westfalen, an die ihn nach seinen Worten so viele Erinnerungen banden in Berührung mit alten, erprobten Freunden. Es war ein säkularisiertes ehemaliges großes Klostersgut, das nun sein bevorzugter Wohnsitz wurde, wenn er auch einen Teil des Jahres regelmäßig in Nassau verbrachte. Als Stein einmal zur Abrundung seines dortigen Besitztums etwas Land von einem Bauern kaufen wollte, lehnte dieser es ab mit der Bemerkung: „Sie wissen,

unsere Gemeinde hat eine sehr beschränkte Feldge-
markung, und jedem Einwohner ist das Land unent-
behrlich; verkaufe ich Ihnen das Stück Land, was ich
entbehren könnte, so werden die übrigen Nachbarn zu
gleichem Verkauf geneigt, und in kurzer Zeit ist der
ganze Berg in Ihrem Besitz und für unsere Ortsbe-
wohner um keinen Preis wieder zu erkaufen.“ — „Sie
haben recht“, antwortete Stein; „jetzt will ich es auch
nicht haben.“

Neben der Verwaltung seiner beiden Güter fehlte
es ihm nicht an lebhafter geistiger Beschäftigung, mit
der er die zuerst empfindliche Leere ausfüllte, die nach
seinem Rücktritt ins Privatleben entstanden war, und
zwar wählte er die ernsthafte Wissenschaft der deut-
schen Geschichte, „zum Teil veranlaßt durch den Unter-
richt, den ich darin meiner jüngsten Tochter gab, und
durch das wiedererweckte Nationalinteresse. Das Stu-
dium der deutschen Geschichtsquellen machte mir die
Unvollkommenheit ihrer bisherigen Sammlungen be-
merklich und veranlaßte mich, die Idee eines Vereins
zur Bearbeitung der Quellschriftsteller in das Leben
zu bringen.“ Schon auf der Rheinfahrt mit Goethe
hatte er von diesem Plan gesprochen; nun wurde dies
große förderliche Unternehmen mit gewohnter Tat-
kraft und echt wissenschaftlichem Sinn unter großen
persönlichen Geldopfern durchgeführt und wuchs all-
mählich zur Lebensaufgabe dieser späten Jahre, der
er sich mit unermüdlichem Eifer und zäher Beharrlich-
keit widmete. An Gagern schrieb er einmal: „Es ist zu
bedauern, daß wir in Deutschland uns mehr mit der
alten und der fremden Welt, mehr mit dem Verhält-
nis der Klienten und Patronen der ägyptischen Regen-
tenfolge, Ramses dem Ersten, Zweiten und Dritten, als
mit der Heimat beschäftigen, und ist nicht zu erwarten,
daß jemand es unternehmen sollte, den Gang unserer
deutschen ständischen Verhandlungen darzustellen und
zu prüfen.“ Ebenso beklagte er sich bei dem berühm-
ten Geschichtsforscher Niebuhr, man mache kostbare
naturhistorische Expeditionen, aber für die Geschichte
des eigenen Volkes geschehe zu wenig. Als jemand auf
die Freigebigkeit eines Russen hinwies, der für solche

Zwecke gern Geld gäbe, erwiderte Stein: „Es wäre doch demütigend, wenn wir zu unserer Ausgabe deutscher Geschichtsquellen der Unterstützung eines Russen bedürftig — ich protestiere feierlich dagegen.“ Selbst als später Kaiser Alexander ihm das dazu erforderliche Kapital anbot, lehnte er es in der Zuversicht ab, daß Deutschland die Mittel selbst beschaffen werde. Ohne Staatsunterstützung ging Stein auf eigene Faust vor und gründete am 20. Januar 1819 die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, die als umfassende Sammlung im Laufe von Jahrzehnten die „*Monumenta Germaniae Historica*“ der deutschen Geschichtsquellen herausgab, woraus nicht nur die Gelehrten, sondern auch die Gebildeten in allen deutschen Landen reichsten Gewinn zogen. Mit diesen Bestrebungen hing es zusammen, daß Stein auch an die bildenden Künstler die Frage richtete, warum sie bei ihren Darstellungen ausschließlich Gegenstände aus der griechischen Mythologie, aus dem Alten Testament oder den italienischen Renaissancedichtern wählten. „Warum ist die deutsche Geschichte ausgeschlossen? Interessieren uns unsere großen Männer der Vorzeit nicht mehr als Jupiter und Venus, Leander und Hero, Tankred, Rainald und Bradamante? Gibt es in unserer tausend Jahre alten Geschichte keine großen Männer und in deren Leben keine Momente, in denen eine reiche Mannigfaltigkeit großer und erhabener, naiver und lieblicher Gestalten erscheint? Mir mißfällt diese Ausscheidung des Vaterländischen.“

Das gleiche Jahr 1819 brachte den schwersten persönlichen Schlag für Stein: den Tod seiner Gattin (September). Unter dem erschütternden Eindruck dieses Ereignisses schrieb er wenige Tage darauf an den ihm nahestehenden Pfarrer Alexander Stein über seine Mutter: „Dank meiner frommen Eltern und besonders meiner vortrefflichen Mutter, deren Andenken noch immer in der hiesigen Umgebung segensvoll, auch bei ihren entfernter wohnenden Freunden hochgeehrt ist, ward mir frühe Liebe und Achtung für die Lehren und das Leben unseres Heilandes eingefloßt; haben gleich Leidenschaften, Zerstreungen, Überladung von

Geschäften diese Gesinnungen öfters verdunkelt, bisweilen vergessen machen, so blieb ihr Keim; nie ward er durch Verachtung oder Spott unterdrückt, und er erwachte und entwickelte sich wieder im Leiden und in den trüben Stunden, die den Abend meines Lebens begleiten.“

Auch Arndt kannte Stein in solchen Stunden. Er erzählt: „Wenn man den Ritter nun in seinem Garten unter einem Apfelbaum oder auf der Höhe der Burgen unter irgendeiner Tanne oder Lärche, die er vor einem Menschenalter gepflanzt hatte, so still sitzen und mit seinem Krückstock mit den welken Blättern spielen sah, drückte sich auf seinem Angesicht oft ein tief verschlossener Schmerz aus. Es gibt ja viele Schmerzen, worüber man mit keinem Sterblichen, sondern nur mit Gott sprechen kann. *Stein besprach alles mit Gott.* Breite politische Gespräche über das, was werden konnte oder einmal gewesen war, liebte der Mann überhaupt nicht. Er war gemacht, zuzugreifen und fortzutreiben und fortzustoßen, was ihm als Arbeit eben vor den Füßen lag. Alles andere legte er still geduldig auf die Knie Gottes, der es zu seiner Zeit abschütteln und zurechtshütteln werde.“

Trotz wachsender Altersbeschwerden war Stein jedoch alles andere als ein auf seinen Lorbeeren ausruhender Mann, vielmehr verfolgte er mit regstem Anteil das politische Leben. Auf seinem großen Landbesitz Kappenberg trat er nachdrücklich für die von harter Gesetzgebung bedrückten Bauern ein und wirtschaftete „zur Zufriedenheit vieler hundert Menschen ohne Kosten und mit großem Segen“. Er hatte überhaupt ein warmes Herz für die Armen, denen er reichlich gab, und die er selbst in ihrer Armut aufsuchte; freilich merkte er, daß trotz aller werktätigen Liebe die leitende und stärkende Kraft des Christusglaubens für das menschliche Geschlecht unentbehrlich war. In einem Brief an den Bischof Graf Spiegel vom 28. März 1820 widerspricht er der Ansicht, daß Bevölkerung und Erzeugung von Nahrungsmitteln der Hauptzweck des Staates ist; „mir ist er seine religiös-moralische, intellektuelle und politische Vollkommenheit, und diese wird verfehlt, wenn die Bevölkerung in Tagelöhner, kleine ärmliche Grundeigentümer, Fabrikarbeiter und ein Gemenge von christlich-jüdischen

Wucherern, Fabrikverlegern, Beamten sich aufgelöst hat, die durch Genuß und Erwerbsliebe durch das Leben gepeitscht werden“.

Als die schlimme Reaktionszeit einsetzte, die im Zeichen der durch Metternich zustande gekommenen sogenannten „Heiligen Allianz“ zur Unterdrückung aller freiheitlichen Regungen, zu Maßregeln gegen Presse und Burschenschaften, zu Denunziationen und sogar zu Verfolgungen eines Patrioten wie Arndt führte, verurteilte Stein natürlich schärfstens die Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand und schrieb an den Freiherrn von Hövel (Frankfurt, 16. November 1819):

Dieses lange Vorenthalten eines Rechtszustandes, der an die Stelle der Willkür, so Napoleon einführte, trat und der zentralisierenden Bürokratie, hat die Erbitterung hervorgerufen, die nun eine verbrecherische Richtung bei einzelnen genommen, welche aber die Masse des Volks verabscheut, und nichtsdestoweniger soll diese ihrer rechtlichen Ansprüche auf eine gesetzliche Ordnung beraubt werden. Man treibt ein böses Spiel, und ich besorge, es wird alle die Wirkungen hervorbringen, welche allgemeiner Unwille erzeugt...

Wir müssen bei diesem wilden verworrenen Treiben unser Vertrauen auf die Vorsehung setzen, sie hat das fremde Joch zertrümmert, sie wird unser Inneres ordnen und bilden.

Überhaupt gestehe ich Ihnen, das Resultat meiner Lebenserfahrung ist die Nichtigkeit des menschlichen Wissens und Treibens, besonders des politischen, da die Leitung des letzteren gewöhnlich in Händen zu sein pflegt, die keinen Anspruch auf das öffentliche Vertrauen haben, auf diese Art die Verhältnisse so verwickelt, so mannigfaltig sind, daß sie der geistvollste Mensch kaum ahnden, geschweige fassen kann.“

Sein Scharfblick hatte schon 1780 die Lage richtig beurteilt: „Allerdings ist der Hauptgrund der Gärung in Deutschland in dem Betragen unserer Fürsten und Regierungen zu suchen. Sie sind die wahren Jakobiner, sie lassen den rechtlosen Zustand, in dem wir seit 1806 leben, fort dauern und reizen und erhalten Unwillen und Erbitterung, sie stören die Entwicklung und Fortschritte des menschlichen Geistes und Charakters, und

sie bereiten den Anarchisten den Weg zum allgemeinen Untergang. Wir können und dürfen auf den guten, verständigen Sinn des Volkes, unseres Adels, unseres guten Bürgerstands und Bauernstands zählen . . . Wäre mir Deutschland und der preußische Staat gleichgültig, so könnte ich alles dieses ruhig ansehen; so aber zerreißt es mir die Brust.“ Er rühmte den guten und edlen Zweck der Burschenschaft und tadelte, daß den Universitäten ihre jahrhundertealten Privilegien genommen würden. Von den berüchtigten „Karlsbader Entschlüssen“ bemerkte er lakonisch: „Sie mißfallen mir.“ Stein selbst wurde als „demagogischer Störenfried“ bezeichnet: er gehöre zu denen, „welche die demagogischen Umtriebe besonders angeregt hätten“.

Noch einmal wurde Stein ins öffentliche politische Leben hineingeführt: der König Friedrich Wilhelm III. hatte ihn zum Landmarschall ernannt; unter Steins Präsidentschaft eröffnete der Oberpräsident von Westfalen, von Vincke, im Oktober 1826 im königlichen Schloß zu Münster den nach jahrelangen Verhandlungen zustande gekommenen ersten Westfälischen Provinziallandtag, wie er auch die nächsten Landtage 1828 und 1830 als Präsident leitete. Es handelte sich darum, auch in Westfalen die preußische Städteordnung vom Jahre 1808 einzuführen, die eins der Hauptverdienste Steins war. Seine Verbesserungsvorschläge wurden vom Landtag angenommen, und so konnte er dem König eine befriedigende Darstellung von den Verhandlungen geben.

Eine kleine Meinungsverschiedenheit zeigte sich mit dem Freiherrn von Vincke. Aber das gute Einvernehmen sollte dadurch auf die Länge nicht gestört werden. Als von Vincke Stein geschrieben hatte, er möge seinen Einfluß dahin geltend machen, daß man ihn nicht zum Minister berufe, antwortete ihm Stein:

„Mir wäre für unsere Provinz Ihre Entfernung sehr leid; werden Sie aber berufen, so folgen Sie, da es ohne Ihre Teilnahme geschieht, dem Rufe der Vorsehung. In solchen verwickelten Verhältnissen, die der Mensch mit seiner Kurzsichtigkeit nicht zu durchschauen vermag, tut man am besten

ihn lassen walten;
er ist ein weiser Fürst
und wird sich so verhalten,
daß du dich wundern wirst —

wie der alte Paul Gerhardt rät. Das Resultat meiner Lebenserfahrung ist die Überzeugung von der Kurzsichtigkeit der Menschen und der Leitung der Vorsehung; ihr folge man, berate sich mit seinem Gewissen und strebe durch Herzensreinheit und Selbstverleugnung ihres Schutzes würdig zu werden.“

Als der zweite Landtag herannahte, war die alte Freundschaft zwischen beiden wiederhergestellt; Vincke blieb Landtagskommissar, Stein war wieder zum Marschall ernannt. Nach der günstig verlaufenen Session gab er wieder einen Bericht nach Berlin, wo ihn der König 1827 zum Staatsrat ernannt hatte. Schon vorher war durch Zeitungen das grundlose Gerücht verbreitet, Stein sei wiederum als Minister des Inneren nach Berlin berufen worden. König Ludwig von Bayern schrieb daraufhin an ihn: was Deutschland dem Freiherrn vom Stein verdanke, werde die Geschichte nach Jahrtausenden noch rühmen; er freue sich, ihn kennengelernt zu haben. Im September 1826 kehrte indessen Stein nach Kappenberg zurück, wo er ein Schreiben der Königlichen Akademie in Berlin vorfand, die ihn zu ihrem Ehrenmitglied erwählt hatte. Er dankte, indem er bescheiden sich keine Leistung für die Wissenschaft, sondern nur ein mittelbares Wirken zu ihrer Förderung zuschrieb. Die Bundesstadt Frankfurt hatte ihm schon vorher die Ehrenbürgerschaft verliehen.

Noch mit dem Schriftwechsel über den Verlauf des zweiten Landtags 1828 beschäftigt, erhielt Stein eine Einladung zum Staatsrat nach Berlin, aber eine schwere *Krankheit*, die mit Lungenschlag zu enden drohte, hielt ihn zurück. Er schrieb damals: „Krankheit lehrt Geduld, Ergebung in den väterlichen Willen dessen, der sie sendet, und löst vom Irdischen. Krankheit gehört zu den Erziehungsanstalten, die das ganze Leben ausfüllen. Also wollen wir sie mit Dank annehmen und nach ihrer Bestimmung benutzen.“ Dann kam der Frühling, wo er sich wieder wohl fühlte. Er säte, pflanzte, las und lud sich Freunde ein. Aber er schrieb

an Herrn von Schorlemer: „Sollten Sie mich an Ostern mit Ihrem Besuch beehren, so bitte ich den *Karfreitag* auszunehmen, da ich diesen Tag zu Andachtsübungen benutze.“ Gneisenau schrieb ihm von Berlin aus: „Kommen Sie hierher, kommen Sie nach Schlesien, da finden Sie viele Freunde, die sich an Ihrem funkensprühenden Geist freuen, wenn auch mancher dadurch etwas versengt wird. Ihr Gefühl für das Edle und Gute macht Proselyten. In dem einsamen Kappenberg geht Ihr Apostelberuf verloren. In Petersburg hat 1812 Ihr Predigen der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit große Wirkung hervorgebracht. Die Gestaltung des heutigen Europa ist die Folge davon. Ihre Lehren können hier viel Nutzen schaffen.“

Wie schwer Stein darunter litt, daß wie im übrigen Deutschland auch in Preußen kein neuer Geist eingezogen war nach dem befreienden Sturm der Freiheitskriege, sondern daß der alte Trott und kurzsichtig enge Reaktion weiterhin herrschten, erfahren wir aus seinen Briefen an die Freunde. So beklagte er immer wieder das Anwachsen der Bürokratie, in der er einen Krebschaden für den Staat sah. An den Freund Hans von Gagern schrieb er z. B. am 24. August 1821:

„Daß wir fernerhin von besoldeten, buchgelehrten, interessenlosen, ohne Eigentum seienden Buralisten (Bürokraten) regiert werden — das geht, solange es geht. Die vier Worte enthalten den Geist unserer und ähnlicher Regierungsmaschinen: besoldet, also Streben nach Erhaltung und Vermehren der Besoldeten; buchgelehrt, also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; interesselos, denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklassen in Verbindung, sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste; eigentumslos, also alle Bewegungen des Eigentums treffen sie nicht, es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisiere alle Bauern zu Tagelöhnern und substituiere an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherrn die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer, alles das kümmert sie nicht — sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben in stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Büros, unbekannt, unbemerkt, unberühmt, und ziehen ihre Kinder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen.“

Andererseits betont er demselben Freunde gegenüber (1. Mai 1826): „...daß mein Wunsch, Preußen gestärkt und vergrößert zu sehen, nicht aus einer blinden Anhänglichkeit an diesen Staat floß, dessen Fehler mir sehr wohl bekannt waren — sondern aus der Überzeugung, daß die Zerstücklung Deutschland schwächt, um Nationalehre und Nationalgefühl bringt, es unfähig macht zu einer staatswirtschaftlichen Verwaltung und den einzelnen, indem es ihm einen der Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, entzieht, herabwürdigt.“

Zwei Jahre später mahnte Stein in einem Brief an Friedrich von Raumer (21. Februar 1828): „Die Freunde der abstrakten politischen Prinzipien sollten ... überhaupt bedenken, daß der Staat nicht ein Aggregat (künstliches Produkt) von mathematischen Figuren ist, sondern ein Verein von Menschen, daß ein Hauptelement, das bei einem solchen in Betracht kommt, der Nationalcharakter sei ... daß für Franzosen andere Einrichtungen erfordert werden als für uns Deutsche, die gesunden Verstand, Besonnenheit, Rechtlichkeit, Frömmigkeit besitzen, freilich mit Neigung zum Schlendrian und zur Philisterei versetzt. Ich wünschte, Euer Hochwohlgeboren unterwürfen unser ständisches Institut einer ernsten Prüfung.“ Das heißt: Stein drängte immer wieder darauf, daß der zur Verantwortung gerufenen Generation die Möglichkeit gegeben werden müsse, in einem ständischen Parlament selbständig zu Worte zu kommen. Eine seiner letzten Aufgaben war, die Bitte zahlreicher Standesmitglieder des Landtags wegen Berufung der von Friedrich Wilhelm III. schon 1815 feierlich verheißenen Reichsstände dem König vorzulegen. Stein kannte den König zu gut, um zu wissen, daß eine solche Eingabe nie zu einem Ziele führen werde; „er bat Prinz Wilhelm, den Bruder des Königs, um Vermittlung, aber nur mit dem Erfolg, daß er einen Verweis des Königs erhielt.“ Das bedeutete für Stein eine neue, letzte Enttäuschung: *er* allein sah die neue Zeit heraufziehen, während dem Monarchen und seinen Beratern Einsicht und Wille fehlten, Kommendes zu erkennen und zu lenken.

Prophetisch klingen die Worte, die er unter dem Eindruck der Restaurationsbestrebungen über die anbrechende neue Epoche am 18. Februar 1831, in seinem Todesjahr, an Gneisenau schrieb:

„Das Edikt vom 22. Mai 1815 setzt fest, daß eine Repräsentation des Volks gebildet werden sollte; der König kann demnach die Zusage zu erfüllen nicht unterlassen. Entschließt man sich, Vorbereitungen zur Bildung von Reichsständen zu treffen, so wird man wohltätig auf den öffentlichen Geist wirken. Dennoch hat man mit einem Geschlecht zu tun, das an die monarchisch-bürokratischen Formen gewöhnt ist. Aber ein neues Geschlecht rückt heran: es drängt sich in alle Verzweigungen der bürgerlichen Gesellschaft; es bildet sich unter der Einwirkung der neuesten Weltbegebenheiten, des Journalismus; es fühlt jugendliche Kraft, begleitet von jugendlichem Leichtsinn, Ehrgeiz, Genußliebe und Habsucht; der Neid unter den verschiedenen Ständen der Nation erbittert; religiöse Grundsätze werden durch Sinnlichkeit und durch Rationalismus untergraben. Daß der Funken des politischen Brandes überall glimmt, das zeigt sich durch ganz Europa; ratsam ist es, die Flamme zu leiten, ehe sie zerstörend wirkt. Ich halte ferner die Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Besteuerung für ein kräftiges Mittel, beide Zweige zu vervollkommen und den Geist und Charakter der Nation zu entwickeln und zu stärken.“

Diese mahnenden Worte verhallten ungehört. Dagegen stellte er wenige Wochen vor seinem Tode den Prinzen Wilhelm in jener Angelegenheit zur Rede, als dieser mit seiner Gemahlin den alten Freiherrn auf Kappenberg besuchte. Ehe man sich an die Mittagstafel setzte, nahm Stein den Prinzen und den ihn begleitenden Grafen Anton Stolberg in ein Nebenzimmer und sprach mit ihnen gewaltig ernste Worte, weil sie eine Eingabe der westfälischen Stände an den König nicht genügend unterstützt hätten. Dann aber schloß der Minister mit den Worten: „Jetzt sind wir miteinander fertig, Königliche Hoheit; kommen Sie, lassen Sie uns jetzt ein Glas Wein darauf trinken!“

Vor seinem Tode mußte Stein noch den Ausbruch der schweren Unruhen und Revolten in Frankreich, Belgien und Polen erleben, die ganz Europa erschütterten. Der Landrat von Bodelschwingh, Vater des

bekanntem Mannes der Inneren Mission, brachte ihm eines Morgens die erste sichere Nachricht von der Juli-Revolution in Paris (1830), die Stein sichtlich erschütterte; er faßte sich aber bald und schrieb später an Arndt: „Den von grauser Furcht Ergriffenen empfehle ich, sich an dem Beispiele einer achtundsiebzigjährigen kränklichen Frau zu stärken, meiner Schwester, Äbtissin in Homberg. Sie schreibt am 31. Oktober: ‚In Homberg waren einige Unruhen. Man hat unser Stift mit Anzünden bedroht. Gott aber schützt, ich fürchte mich nicht.‘ Dies erzählen Sie doch den alten Weibern in Hosen!“ Er gab seiner treffenden Meinung Ausdruck: das sicherste Mittel gegen das Fortschreiten des Revolutionsgeistes sei die Befriedigung gerechter Forderungen der Völker. So sehr er die Knebelung der Presse durch das Metternich-Hardenbergsche System ablehnte, stellte er sich damals gegen das verantwortungslose Treiben der Journalisten.

An Freiherrn von Gagern schrieb er gegen Ende seines Lebens: „Unsere Publizisten suchen die Vollkommenheit der Staatsverfassung in der gehörigen Organisation der Verfassung selbst, nicht in der Vervollkommnung der Menschen, der Träger der Verfassung.“ — Sein Leitgedanke war eine ständische Volksvertretung, die das Recht haben müsse, Gesetze abzulehnen und zu beantragen, Steuern jährlich zu bewilligen, schädliche Minister anzuklagen. Als Landtagsmarschall der Provinz Westfalen vertrat er den Grundsatz: die Hauptsache bei der Besetzung der Ämter sei Tüchtigkeit, nicht adlige Geburt. „Die bürokratische Monarchie schadet der geistigen Entwicklung: sie erstarrt. Die freie konstitutionelle Monarchie belebt, entwickelt, reißt den Menschen aus dem trägen, selbstsüchtigen Leben; aber nun wird die Selbstsucht laut, tätig; es erhebt sich der Kampf der Parteien nach Macht, Geld; die Verwaltung wird gelähmt, das Gute unterbleibt. Wie kann man nun die Vorteile der konstitutionellen Regierung mit denen einer kräftigen Verwaltung verbinden?“

Von dem genannten Minister von Bodelschwingh besitzen wir eine ergreifende Schilderung von Steins

Erscheinen auf dem dritten westfälischen Landtag am 11. Dezember 1830, den er als Präsident mit seinen zweiundsiebzig Jahren zu leiten hatte: wie er auf den Krückstock gestützt den Saal betrat, wo seine Persönlichkeit den stärksten Eindruck machte; so sah auch der neunzigjährige Arndt den alten Freiherrn: „Noch heute steht das Bild des hohen Greises hell vor mir, seine freundlich blitzenden Augen, seine breite, hoch zurückgewölbte, leuchtende Stirn, worauf Macht und Geist gelagert waren. Aus dieser Stirn sprachen Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit und Treue. Dies sprach sich so gewaltig aus, daß man sich vor solchem hohen Geist in Ehrfurcht verneigen mußte. Hier leuchtete wirklich eine Größe, von der unwillkürlich und unbefohlen der Befehl ausging . . . Obwohl nur mittelgroß, wirkte er doch mächtig, gebieterisch. Was unsichtbar von ihm ausstrahlte, unterwarf ihm die Seelen, wo er sich zeigte.“

Stein als Christ

Wir sahen, daß das christliche Erbe seiner Eltern in Stein mit persönlicher Erfahrung in den schweren Jahren 1811/12 echtes eigenes Leben gewann; eine Neubelebung, Vertiefung und Stärkung seiner gläubigen Gewißheit entfaltete sich „im Leiden und in den trüben Stunden“ nach dem Tode seiner Gattin. Die enttäuschende, seinen Ideen zuwiderlaufende reaktionäre Entwicklung in der Politik, die von moralisch verfallenen Menschen geleitet wurde, und die auf-rührerischen Bewegungen in Europa ließen ihn einmal ausrufen: „Armes, durch Leidenschaften gepeitschtes, lügenhaftes Menschengeschlecht, von dem unsere rationalistischen Pfaffen versichern, es sei frei von der Erbsünde“; kaum vermag er „den Anblick des wilden menschlichen Treibens zu ertragen“. Andererseits konnte er im Gefühl der Geborgenheit in Gottes Wort ergreifend auf die unendliche Liebe des Schöpfers und leidenden Erlösers hinweisen. Sein Angesicht nahm, wenn er im Wald bei Kappenberg in religiöse An-

dacht versunken war, verklärte Züge an. In solchen Augenblicken weicher Seelenstimmung zitierte er gern Verse kindlicher Frömmigkeit des alten „Vater Gleim“, z. B.:

„Wenn es noch so trüb in der Seele ist,
so verbreitet Gott durch seine Liebe Licht.“

So hatte z. B. sein Freund Freiherr von Hövel in Westfalen in einer stürmischen Nacht einen Teil seiner Gutsgebäude, seiner Bücher und Mineralien eingebüßt. Da bat ihn nun Stein, seine ganze mineralogische und bergmännische Bibliothek als Geschenk anzunehmen, und schrieb ihm:

„Lassen Sie den Mut nicht sinken! Sie haben der Vorsehung vieles zu danken, Ihre Unternehmungen waren bisher von ihr gesegnet, sie findet wohl Mittel, Sie schadlos zu halten. Wie vieles bietet Ihnen nicht Ihre würdige und schätzbare Familie! Der alte Gleim singt:

Zage nicht, er ist die Liebe,
sein Vaterauge fehlt dich nicht,
und war's um dich auch noch so trübe,
so wird's um dich doch wieder licht;
er ist die Liebe, zage nicht!

Dies sage ich mit tiefer innerer Überzeugung, dessen Leben viel bewegt, dann sehr stürmisch und in den letzten Jahren durch kummervolle Ereignisse getrübt war.“

An seinen Freund Ernst Moritz Arndt schrieb er während dessen Verfolgung: „Vertrauen Sie auf Gott und einen gerechten König! Wenden Sie sich an jenen im Gebet, an diesen mit Vorstellung, wenn Ihre Feinde Sie verschlingen wollen!“

Überhaupt wußte Stein wahrhafte Trostbriefe zu schreiben, weil er selbst durch schwere Prüfungen und eigene Erfahrungen zum echten Christusglauben gekommen war.

Den Grafen Arnim, dessen Sohn gestorben war, tröstete er mit den Worten: „Suchen Sie, mein tiefgebeugter Freund, Trost bei dem, der allen denen Erquickung verspricht, die mühselig und beladen sind, suchen Sie es durch das Gebet, dessen Kraft uns das seinige am Ölberg lehrte und zugleich das, was wir bitten sollen: — doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe —!“

An den Freund Hans von Gagern, der nicht mit dem Herzen auf dem Boden des Christentums stand, schrieb er nach dem Tode von dessen jüngster Tochter (11. März 1824):

„An Ihrem häuslichen Leiden nehme ich wahren und innigen Anteil; suchen Sie, mein lieber Freund, den Trost, wo er zu finden ist, in den Aussichten, die uns Religion eröffnet, wohin uns das heutige Fest der Auferstehung hinweist, worüber es uns Festigkeit, Klarheit und Lebendigkeit der Überzeugung gibt! Wie lieblich, sagt Sailer, ist der Tod des Christen im Auge des Christen! Geht doch nur das, was die Erde gab, in die Erde, und was der Himmel gab, *sein Geist*, zu Gott zurück. Ein solcher Tod ist ein Engel des Lebens für die zurückgebliebene Familie. Die Mutter findet neue Glaubensstärke, wenn sie ihre Tochter in der Ewigkeit aufsuchen muß, und der Vater findet sie in dem Chor der Unsterblichen, die Kinder eines Vaters, unsere rechten Brüder und Schwestern sind.“

Als ihm gegenüber Hans von Gagern früher einmal die Tröstung erwähnte, die ihm in so schwerer Zeit Ciceros Buch „Von der Natur der Götter“ gewährt habe, wies ihn Stein zurecht (am 6. Mai 1822): „Bei der ernstesten feierlichen Stimmung, in die Sie die Erwartung des Heimgangs setzte, nehmen Sie Ciceros ‚De natura deorum‘ in die Hand!!! Konnte Ihnen der Schüler der griechischen Weltweisen, der römische Staatsmann, denn mehr sagen von dem Land, das Ihnen entgegenwinkte, als der Gekreuzigte und Aufgestandene, durch dessen Gnade allein wir gerecht werden?“

Auch *Arndt* begegnete es einmal, daß ihm beim Gespräch mit Stein einige Stellen aus Ciceros Schrift über das Alter einfielen, die er einst als Sekundaner gelernt hatte. Aber Stein entgegnete: „Gehen Sie mir mit Ihren alten Heiden! Ich habe an meinem Katechismus genug. Und wenn ich mehr haben will, an meinem St. Johannes und St. Paulus. Sie kommen mir auch mit den Heiden, wie Gagern mit seinem Seneca und Tacitus.“ Im Briefwechsel mit Gagern war auch die Sprache auf den Glauben gekommen; bei dieser Gelegenheit antwortete Stein (am 9. Juni 1822):

„Sie sagen mit vollem Recht, man nimmt den Glau-

ben nicht wie eine Prise Tabak; ich vermissе bei diesem Gleichnis irgendeine Ähnlichkeit, und es gehört zu denen, die nicht einmal hinken, sondern selbst nicht gehen. Den Glauben *vernünftelt* man, wie alle Metaphysiker und Theologen behaupten, so wenig herbei, als man ihn einschnupft, sondern *man erbittet ihn von Gott in tiefer Demut und mit gänzlicher Selbstverleugnung*. Versuchen Sie dieses, da Vernünfteln und Schnupfen nichts geholfen!“

Steins Glaube war evangelisch-lutherisch geprägt; er pries sich einmal Arndt gegenüber glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner sei, und sagte: „Dr. Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel, Gott Lob!, etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Türhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch oft etwas abschüssig und gefährlich ist.“ So nimmt es nicht wunder, daß sein Arbeitszimmer in dem von ihm ans Nassauer Schloß angebauten Turm mit den Bildern Luthers und Melancthons geschmückt war; ihnen zur Seite hingen die Bildnisse der drei Förderer der Reformation: Friedrichs des Weisen, Johannes des Beständigen und Johann Friedrichs des Großmütigen. Im übrigen war Stein nicht im geringsten engherzig, ihm kam es auf „die Grundwahrheiten des Christentums, die Lehren der Offenbarung“ an. Gern betonte er „die Einfachheit dieser Lehren, auf die sich Glaube, Liebe, Hoffnung gründen“, und gesteht einmal, daß sein stürmisches, unruhiges Gemüt nur in ihnen einen Zaum und eine Befriedigung seiner Sehnsucht finde. Die Heilige Schrift ist ihm „eine Zuschrift aus der Ewigkeit“. Männer, die wie Spener, August Hermann Francke usw. strebten, einen christlichen, gottergebenen, in das Leben eingreifenden Sinn zu erwecken, stellte er „den starren Dogmatikern“ in der protestantischen Kirche entgegen. In gewisser Weise rechnete er sich selbst zu den Pietisten, wenn man darunter Christen verstehe, „die mit mehr Ernst auf Religion merken, als es im Strudel der Geschäfte möglich ist ... Die Personen, die man Pietisten nennt, wollen eine ge-

offenbarte Religion, an die sie glauben, aufrechterhalten, nicht den hin und her wogenden Meinungen einzelner Pfaffen Lehrstuhl, Kanzel, Katechetik preisgeben, und sind Christen, meinetwegen auch Pietisten“, wie er im April 1830 an Gagern schreibt (nach Herbert Hafter). Arndt berichtet, daß er täglich eine bestimmte Zeit dem Lesen der Bibel widmete; „doch liebte er es nicht, wenn ihn zufällig jemand bei seiner frommen Lektüre überraschte“.

Von großer Weitherzigkeit war Steins Verhältnis zum Katholizismus, so daß von mehr als einer Seite der Verdacht geäußert wurde, er sei im geheimen Katholik. Stein wies dies selbst mit aller Bestimmtheit zurück: „Ich bin kein Katholik, am wenigsten ein heimlicher; denn wäre ich ersterer, so würde ich mich frank und frei aussprechen.“ Er wußte: „Wahre Religiosität besteht nicht in äußeren Gebräuchen, sie besteht in der Heiligung des Herzens, in der Befolgung christlicher Sitten.“ Worauf es ihm ankommt, das ist, „den Geist christlicher, milder, liebender Verträglichkeit“ unter den konfessionellen Parteien „mit Ernst und Weisheit“ aufrechtzuerhalten. Der Grundsatz, nach dem das Verhältnis von Katholiken und Protestanten ausgerichtet sein soll, lautet für ihn: „Wir müssen friedlich nebeneinander wohnen, die Verschiedenheiten allmählich ausgleichen, unerklärbare Geheimnisse nicht nach Vorschriften der Logik definieren wollen und demütig glauben.“ Mit dem späteren Bischof von Münster, Graf Spiegel, unterhielt er einen regen Briefwechsel. Darin wird auch mehrmals von dem evangelisch gesinnten katholischen Bischof Sailer gesprochen, den Stein wegen seiner Gerechtigkeit gegenüber seinen protestantischen Mitchristen sehr hoch schätzte. So schrieb er gelegentlich an den Erzbischof Spiegel:

„Ich las eben Sailers Leben des heiligen Karl Borromäus, das mich sehr ergriffen; es ist eine schöne, wohltuende Erscheinung, diesen geistvollen, kräftigen, innig frommen Mann im Kampf mit einer verderbten Geistlichkeit, mit dummen Statthaltern, mit den Lastern eines tief gesunkenen Volkes und dem Schrecken einer furchtbaren Seuche unermüdet, un-

erschüttert zu sehen. Und zuletzt überwinden seine glänzenden Tugenden, seine hohe Religiosität alle Hindernisse und Gegner. Mag manches in seinen Kasteiungen übertrieben erscheinen, so bleibt das Prinzip doch immer höchst ehrwürdig.“ — Ein andermal schreibt er an Spiegel: „Beide Konfessionen sind faktisch vorhanden. Die katholische Kirche hat durch die protestantische an Sittlichkeit, Wissenschaft, Reinheit, Freiheit von Aberglauben gewonnen. Das bezeugen die Geschichte und viele zur Zeit der Reformation lebende katholische Schriftsteller. Wir müssen also friedlich nebeneinander wohnen und unerklärbare Geheimnisse nicht nach Vorschrift der Logik definieren wollen.“

Steins frühere, heftig ablehnende Urteile über das Kloster-, Mönchs- und Heiligenwesen milderten sich im Laufe der Zeit, als er in Westfalen echtes Christentum auch dort gefunden hatte, wenn er auch bei aller Verehrung und Bewunderung für die großen Heiligen der katholischen Kirche weit davon entfernt blieb, ihren Kultus innerlich anzunehmen. Mit großer Anerkennung spricht er von den Schwesternorden der Kongregation des hl. Vinzenz von Paula und des hl. Karl Borromäus; er möchte sogar in der evangelischen Kirche eine der Barmherzigen Schwesternschaft ähnliche Einrichtung begründet sehen, wie sie später Löhe in Neuendettelsau schuf. „Klosterzucht und gemeinsames Leben hatten einen sehr hohen Wert, wo sie in ihrer Reinheit bestanden, und betätigen ihn noch, wo sie in ihrer Art fortdauernd bestehen.“ Auffallend milde war seine Einstellung zu dem Übertritt des Grafen Fritz Stolberg zur römischen Kirche, der im ganzen protestantischen Deutschland heftige Erregung ausgelöst hatte. Stein nahm ihn in Schutz und sagte: „Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine, ursprüngliche Christentum. Warum ihn mit Wut und Schimpfen verfolgen?“ Ebenso nahm er die Nachricht vom Übertritt seiner Nichte ohne Bedauern, ja mit Verständnis auf; so betonte er das Gemeinsame, das die Konfessionen verbindet, und namentlich war es das innige Gebet, dem Stein täglich am frühen Morgen eine Viertel- oder halbe Stunde widmete. Er duldete dann keine Störung; denn er suchte darin

„Kraft, Trost und Heiligung des Herzens“. Seine Hausdame berichtet einmal von einer Vorbereitung zur Kommunion, „wie man sie nie hat, besser wenigstens nicht hören kann“. Wiederholt spricht er in Briefen an Freunde vom Gebet, er will es „zu ihm richten, der mit seiner Allmacht und Weisheit das Schicksal der Welten lenkt“. So mahnt er auch den großen Historiker Niebuhr (1825): „Vergessen Sie sich, verleugnen Sie sich, beten Sie in Demut, daß er, von dem alle Kraft entquillt, Ihnen Stärke und Mut gebe!“

Steins Frömmigkeit trug, namentlich in den späteren Jahren, einen kirchlichen Charakter; er nahm an Gottesdienst und Abendmahl regelmäßig teil und ging von Kappenberg aus jeden zweiten Sonntag zur Predigt nach Lünen, wobei er bedauerte, daß die Entfernung der Kirche einen häufigeren Besuch außerordentlich erschwere; er trug dafür Sorge, daß seine Leute an den Zwischensontagen hinübergingen oder -fuhren, während die katholischen Dienstboten allsonntäglich die von ihm auf eigene Kosten wiederhergestellte Klosterkirche auf Kappenberg besuchen sollten. Wenn Stein einmal zur Kirche ging „ohne Herzensbedürfnis“, weil die Predigt wegen ihres trockenen Moralgeschwätzes mitunter langweilig wurde, so tat er es, um der Jugend als Hausherr ein Beispiel zu geben; er selbst tröstete sich damit, daß doch noch mitunter „ein Lied von Doktor Luther oder Paul Gerhardt“ erklinge, „und wenn man fromm sein will, so geht's doch“. Wie er über den Sinn des Gottesdienstes dachte, zeigt folgende Anekdote: Als Stein einmal aus der Frankfurter Kirche heraustrat, in der er die Predigt des ihm nahestehenden Pfarrers Alexander Stein gehört hatte, wurde er von einer Frau angesprochen: „Das war eine schöne Predigt“, worauf der Freiherr erwiderte: „Schöne Predigt? So sagt man nicht; es war eine christliche, eine erbauliche Predigt.“ Daß Stein sein innerstes Christentum auch in der praktischen Bewährung bewies, zeigt sich darin, daß er, je tiefer er in die Erkenntnis der Heiligen Schrift eindrang, desto regeren Anteil an allen Werken der Kirche und des Reiches Gottes nahm. Er war auch Mit-

glied der Synode. Einmal sprach er sich in einem Brief an den späteren preußischen Kultusminister Eichhorn aus: „Warum will man das Unerklärliche erklären, das Geheimnisvolle enthüllen — mit unserem gestückelten Wissen, unseren beschränkten Kräften? Wie wenig wissen wir! Wie wenig wir imstande sind, uns selbst zu erkennen, sollten uns die neuesten Weltbegebenheiten belehren.“

Steins treue Sorge für die evangelische Kirche zeigte sich dann auch darin, daß er für die Gründung eines *Predigerseminars* eintrat. Er schrieb im Januar 1830 an die Prinzessin Wilhelm:

„Mit dem höchsten Unwillen vernimmt man die Frechheit, mit der die Hallischen Professoren Wegscheider und Gesenius den zum Unterricht der jungen Geistlichen bestimmten Katheder mißbrauchen, um die wesentlichen Wahrheiten der christlichen Religion zu verwerfen . . . Sehr wichtig ist die Errichtung von Seminarien, wo nach vollendetem akademischem Studium junge Geistliche zum Amt eines Predigers, Seelsorgers und Katecheten vorbereitet werden . . . Ich erbot mich zu einem Beitrag von 5000 Talern und hoffe, Nachfolger zu finden.“ Er wachte geradezu über der Reinheit der Lehre. So schrieb er einmal: „Die erste und wichtigste Frage bleibt immer: Was soll gelehrt werden? Etwas Festes, Bestehendes; in einem Geiste, der bekennt, daß *Christus von Gott* ist. Oder wer das nicht bekennt, den nennt Johannes den Geist des Widerchrists (1. Joh. 4, 1—3).“

Stein erlebte auch noch die Anfänge der Inneren Mission und förderte deren Werke, soweit es ihm möglich war. „Schon während seiner westfälischen Verwaltungstätigkeit dachte er über eine Verbesserung des Strafvollzugs nach und trat für eine individuelle Fürsorge für entlassene Strafgefangene ein. Er klagte über ‚die empörende Unvollkommenheit‘ der bestehenden Einrichtungen. Deshalb begrüßte er mit besonderer Teilnahme die Gründung der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft (1826), förderte ihre Bestrebungen und gab Anregung, auch an anderen Stellen Ähnliches ins Leben zu rufen“ (V. Löber). Damals schrieb er: „Hier eröffnet sich ein reiches Feld für christliches mildtätiges Einwirken auf die religiös-sittliche Verbesserung der verschiedenen Arten von

Gefangenen.“ Allerdings betonte er in einem Brief (16. Oktober 1826) an Pastor Theodor Fliedner, den ersten Sekretär jener Gesellschaft, daß auf ein verständnisvolles Zusammenarbeiten beider Konfessionen in dieser wichtigen Sache hinzuwirken sei, und tadelte „den Mangel einer Teilnahme der katholischen Geistlichkeit“ wegen der zahlreichen katholischen Gefangenen in den Anstalten, sonst würde die katholische Bevölkerung „die Sache mit Abneigung als eine Proselytenanstalt ansehen“; darum halte er es für wesentlich nötig, „sich an den sehr verehrungswürdigen Herrn Erzbischof von Köln zu wenden und ihm den Plan vorzulegen zur Prüfung und Beurteilung und zur Mitwirkung“.

Mehr noch beschäftigte ihn die Frage einer evangelischen Schwesternschaft, einer weiblichen Diakonie, nachdem er — wie wir schon hörten — starke Eindrücke von der segensvollen Arbeit katholischer Ordensschwestern bei der Pflege Kranker und Hilfsbedürftiger in Westfalen erhalten hatte. So besuchte er auch noch 1828 während des zweiten westfälischen Landtags die Krankenhäuser in Münster und lobte die Barmherzigen Schwestern: „Sie besorgen die Kranken mit einer Ordnung, einer Reinlichkeit, einer bewundernswürdigen ausdauernden Sanftmut, welche nur die Religion hervorbringen kann.“ Mit jenem Frankfurter Pfarrer Stein sprach er über die Möglichkeit, Ähnliches auch im Rahmen der evangelischen Kirche zu schaffen, ebenso mit dem Landrat Ernst von Bodelschwingh, dessen Sohn viel später die Anregungen Steins in die Wirklichkeit umsetzte. Mit der bekannten Gründerin des „Weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege“ in Hamburg, Amalie Sieveking, stand er im Briefwechsel, nachdem diese sich mit einem bereits reiflich überlegten Vorschlag an Stein gewandt und ihn um seinen Rat gebeten hatte. Stein schrieb ihr (am 17. Oktober 1830), „wie höchst auffallend ihm der Ausdruck von innerem Frieden, Ruhe, Selbstverleugnung, frommer Heiterkeit der Schwestern, ihre stille, geräuschlose Wirksamkeit, die liebevolle, segensbringende Behandlung der ihrer Pflege anbefohlenen

Kranken“ sei. Zu all diesen Erscheinungen stand „in beleidigendem Kontrast der Ausdruck von Unbehaglichkeit, aufgereizter, wegen nicht befriedigter Eitelkeit über Vernachlässigung gekränkter, unverheirateter alternden Jungfrauen aus den oberen und mittleren, zum Broterwerb durch Handarbeit nicht berufenen Ständen, die wegen ihrer auf tausendfache Art gestörten Ansprüche, wegen ihres Müßiggangs eine Leereheit, eine Bitterkeit fühlten, die sie unglücklich und andern lästig machte. Dieser Zustand der Unbehaglichkeit wirkte wieder nachteilig auf ihre Gesundheit.“ Das sind ungemein treffende, damals sehr seltene Einsichten. Auch mit dem genannten Pastor Fliedner, dem späteren Gründer der Kaiserswerther Anstalten und Vater der weiblichen Diakonie, trat Stein in Gedankenaustausch und Briefwechsel, nachdem er von dessen Kollektenreisen nach England und Holland gehört und seine Berichte darüber gelesen hatte. So nahm er lebhaften Anteil an allen sich regenden neuen Bestrebungen, die darauf gerichtet waren, die in todesähnlichem Schlaf liegende damalige evangelische Kirche aufzuwecken.

Lebensende

Dieser so unermüdlich tätige große Staatsmann und Christ kannte freilich auch Stunden tiefer Ermüdung und Anfechtung, die dem hohen Alter beschieden sind. So schrieb er einmal (2. März 1821) an Fritz Schlosser: „Wie öde und leer wird es nicht um mich, wie häufig entfernt sich nicht, und wird sich noch entfernen, der Freund, der Bekannte und Gefährte der Jugend, des männlichen Alters — nur umgeben von einem fremden Geschlecht, das man nicht versteht, von dem man nicht verstanden wird, bis er dann erscheint, der Tod, unser Trost in allem Leid, der uns jede Last abnimmt, und auf ewig!“ Ein halbes Jahr später setzte er sein Testament auf (20. September 1821), dessen Schluß folgendermaßen lautet:

„Mir, der dem Grabe entgegenreift, bleibt nur der Wunsch übrig, daß unter meinen Kindern und Nachkommen Einigkeit und Friede bestehe, so wie er seit sechs Jahrhunderten ununterbrochen unter ihren Vorfahren bestanden hat, und daß sie sich des göttlichen Segens würdig erhalten mögen durch fromme Sittlichkeit, einen ernsten, milden, deutschen Sinn, durch treue Liebe zum Guten und zu den Guten, durch Abscheu gegen das Schlechte und die Schlechten, durch freundliche, mitleidige, gerechte Behandlung ihrer Gutsingesessenen und Umgebungen, durch haushälterische Benutzung des von den Vorfahren ererbten Vermögens und vornehmlich durch treue und zu jeder Aufopferung bereite Liebe zum Vaterland.“

Er wünschte selbst seinen Heimgang, wie er Fritz Schlosser schrieb; mancherlei Leiden machten seine letzten Jahre oft sehr beschwerlich; seine Sehnsucht nach der Ewigkeit wuchs dadurch. Zu seiner Hausdame sagte er einmal: „Ich fürchte den Tod nicht. Was ich in Gottes Augen gelte, weiß ich: ich bin ein armer Sünder, nur das Verdienst meines Erlösers wird mir die ewige Seligkeit erwerben.“ Als er einmal mit seinem Oberförster im Walde einen kurzen Spaziergang machte und seine Schwäche fühlte, sagte er: „Lieber Pook, es geht mit mir zu Ende.“ Als dieser sagte, wenn sich der starke Schwindel, an dem er selbst litt, wiederholen sollte, „so sollen wir wohl daran müssen“, versetzte Stein: „Das steht alles in Gottes Hand.“ Auf einem weiteren Waldspaziergange mit Pook sagte Stein mit größter Heftigkeit: „Ich erlebe es nicht, Sie können es noch erleben. Fürchterliche Kriege, Völkerwanderungen und Gott weiß, was noch alles Fürchterliche mehr!“ Ein Wort, dessen sich der Begleiter in späteren Jahren, besonders 1848, öfter erinnert hat.

Im Juni 1831 erfaßte ihn eine heftige Erkältung, so daß er selbst seinem Arzt gegenüber äußerte, es werde einmal unerwartet schnell ein Ende mit seinem Leben nehmen. Am 27. Juni wünschte er, daß ihm die Hausdame eine Todesbetrachtung vorlesen möge. Bei Erwähnung der christlichen Geduld seufzte er: „Ach ja, Geduld!“ Er war dann die übrigen Tage so geduldig und liebevoll, wie man ihn nie gesehen. Mit

seinem treuen Beamten, dem Oberförster und Rentmeister Pook, besprach er ausführlich die in Kappenberg durchgeführten Verbesserungen und erkannte es als eine glückliche Fügung, daß sie beide zusammengekommen seien. Stein sagte: „Ich habe mich sehr gut dabei gestanden; denn in allen Ihren Unternehmungen und Ausführungen lag Gottes Segen.“ Am kommenden Sonntag las die Gesellschafterin, Fräulein Schröder, ihm eine Predigt von Emmerich vor über den Text: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Er dankte ihr für die Wahl dieser Predigt und sagte, daß diese einen stillen Frieden in ihm verbreitete. Die unverwandte freudige Ergebung in den Willen Gottes, die ihm Mut und Kraft in den größten Gefahren verliehen hatte, erfüllte ihn auch jetzt mit fester, kindlicher Zuversicht. Am Morgen des 29. Juni verlangte er nach der Stärkung des heiligen Abendmahls. Bevor der evangelische Pfarrer aus Lünen mit Pferden herbeigeholt war, nahm Stein von seiner Umgebung, seinen Beamten und Dienern, vom größten bis zum kleinsten, einzeln Abschied; namentlich dankte er mit großer Herzlichkeit jenem Förster und Rentmeister für seine Treue und Anhänglichkeit. Der Historiker Georg Pertz, der dem Freiherrn in dessen letzten Jahren nahegetreten war, berichtet in seiner umfangreichen Biographie Steins ausführlich über die näheren Umstände seines Heimgangs, wie sie im Auszug wiedergegeben seien: „Nachdem der Rentmeister seinen Dank abgestattet hatte, reichte ihm Stein die Hand mit den Worten: ‚Jenseits sehen wir uns wieder, grüßen Sie Ihre Frau und Familie!‘ Auch alle anderen Beamten und Diener ließ er an sein Bett kommen. Sein heller, klarer Geist siegte noch einmal über die Schwächen des Körpers. Nie hatte man ihn mit mehr Beredsamkeit und Klarheit reden hören. Das kleinste Verdienst jedes einzelnen berührte er und bat die Anwesenden, seinen Kindern ebenso treu zu dienen wie ihm. Auch hier wiederholte er den Gedanken, daß eine Gemeinschaft zwischen den Toten und Lebenden bestehe, und sagte, er werde sich freuen, wenn sie seiner eingedenk blieben. Er ermahnte zu religiösem,

sittlichem Leben und treuem Fleiß. Er verzieh und erbat Gegenverzeihung und nahm dann Abschied in der Hoffnung auf ein künftiges Wiedersehen. Nun erschien der Pfarrer und begrüßte den Kranken. Stein ließ sich aufrichten und unterstützen, gab dankend die Hand und sagte: ‚Herr Pastor, ich erscheine vor Ihnen als ein armer Sünder, ich wünsche, meinem Erlöser meine Sünden zu bekennen und mich mit ihm auszusöhnen, ich bitte um das heilige Abendmahl.‘ Nachdem er das heilige Mahl empfangen und sich eine Weile ausgeruht hatte, ließ er sich abermals aufrichten und ermahnte den Geistlichen, im echten Glauben zu wachsen, indem er sagte: ‚Der Kirche droht Gefahr von Frankreich her, ihre Diener müssen also auf der Hut sein. Allein Gott hat sie bisher geschützt, er wird sie auch ferner schützen.‘ Gegen sechs Uhr am Abend des 29. Juni wendete sich der Freiherr auf die linke Seite, der erwartete Lungenschlag erfolgte, und ein letzter tiefer Atemzug bezeichnete seine Vollendung. Eine himmlische Freundlichkeit, ein seliger Friede verbreitete sich über seine ehrwürdigen Züge.“

Die Nachricht vom Tode Steins verbreitete sich rasch und erregte allgemeine Trauer; auf eigenen Wunsch im Testament wurde seine Leiche von Kappenberg nach Nassau und dort zum Erbbegräbnis seiner Familie auf dem Gut Frücht gebracht. Auf der ganzen Fahrt zeigte sich, wie große Verehrung und Liebe der Verewigte bei dem Volk in Westfalen und Hessen genossen hatte, und darüber hinaus in ganz Deutschland. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wurde der Tote unter Glockengeläut von Unzähligen geleitet; die beiden Töchter und die Schwiegersöhne folgten zur letzten Ruhestätte. Auf seinem Grabe steht in Erz geschrieben:

Heinrich Friedrich Karl
Reichsfreiherr vom und zum Stein,
geboren den 27. Oktober 1757,
gestorben den 29. Juni 1831,
ruhet hier;

der Letzte seines über sieben Jahrhunderte
an der Lahn blühenden Rittergeschlechtes.

Demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen,
der Lüge und des Unrechts Feind,
hochbegabt in Pflicht und Treue,
unerschütterlich in Acht und Bann,
des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn,
in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.
„Ich habe Lust, abzuschneiden
und bei Christo zu sein.“

Literaturnachweis

- Ernst Moritz Arndt*: Erinnerungen aus dem äußeren Leben.
Hrsg. von Robert Geerds. Reclam, o. J.
- Ernst Moritz Arndt*: Meine Wanderungen und Wandlungen
mit dem Reichsfreiherrn vom Stein. Hrsg. von Robert Geerds.
Reclam, o. J.
- Erich Botzenhart*: Die Staats- und Reformideen des Frei-
herrn vom Stein. 1927.
- Erich Botzenhart*: Freiherr vom Stein. 1931.
- Erich Botzenhart*: Briefe des Freiherrn vom Stein. 1934.
- Walter Görnitz*: Stein. Staatsmann und Reform. 1849.
- Herbert Haster*: Der Freiherr vom Stein in seinem Ver-
hältnis zu Religion und Kirche. 1932.
- Max Lehmann*: Freiherr vom Stein. Volksausgabe in einem
Band. 1932.
- Volkmar Löber*: Freiherr vom Stein. Staatsmann und Christ.
1933.
- Wilhelm Mommsen*: Stein — Ranke — Bismarck. 1954.
- G. H. Pertz*: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein.
6 Bände. 1849—55.
- Kurt von Raumer*: Die Autobiographie des Freiherrn vom
Stein. 1955.
- Hermann Ullmann*: Der Reichsfreiherr vom Stein. 1934.
- Alexander Vömel*: Reichsfreiherr Karl vom Stein. Des deut-
schen Volkes Edelstein. 1939.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamten.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von Jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths**. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: **Traugott Hahn**. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: **Johannes Wesley**. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller**. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: **Alexander Vömel**. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo**. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann**. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer - Lindner: **Joseph Simsa**. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: **Jakob Vetter**. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: **Johann Heinrich Volkening** und die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: **Ludwig Nommensen**. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: **Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub**. Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: **Philipp Jakob Spener**. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: **Pandita Ramabai**. Eine indische Christusjüngerin.
- 84/85 C. H. Kurz: **Nicolaus Ludwig Zinzendorf**. Bruder unter Brüdern.
- 86 J. Weber: **Johannes Seitz**. Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.

Band

- 87/88 W. Herbst: **Amalie Sieveking**. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: **Johann Arndt**. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt - König: **Eduard Graf von Pückler**. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: **Fritz Binde**. Ein Evangelist v. Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: **Gerhard Tersteegen**. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: **Johann Hinrich Wichern**. Der Vater der Inneren Mission.
- 98/99 **Bruder Fritz** (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes
- 100 W. Landgrebe: **Der Heißdampf - Schmidt** (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ.
- 101/102 H. Lokies: **Johannes Goßner**. Ein Mann des Glaubens und der Liebe.
- 103/104 F. Rudersdorf: **Dora Rappard**. Die Mutter von St. Chrischona.
- 105/106 F. Seebaß: **Martin Luther**. Der Mensch und der Reformator.
- 107 C. H. Kurz: **Johan Hus**. Ein Vorkämpfer d. Reformation.
- 108/109 M. M. Korff: **Am Zarenhof**.
- 110/111 E. Pältz: **John Bunyan**. Ein Pilgrim Gottes.
- 112 F. Schmidt-König: **Hermann Menge**. Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer
- 113/114 E. Schick: **Christian Friedrich Spittler**. Gründer und Hirte.
- 115/116 H. Bruns: **Gottfried Arnold**. Ein Glaubenskämpfer seiner Zeit.
- 117/118 F. Seebaß: **Karl Freiherr vom Stein**. Minister und Christ.

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung. Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend. „Evang. Kirchenbote für die Pfalz“
